



Inhalt: Lionel, Artist. Nach dem Dänischen des Carit Etlar. — Modenbild nebst Beschreibung. — Ueber die Pflege der Schönheit. Bemerkungen einer Dame von Stande. — Der See im Gebirge (mit Titelvignette). — Fräulein Baroness. Novelle von Ida von Düringsfeld. (Fortsetzung.) — Wenn die Herrschaft auf Reisen. Originalzeichnung von J. Bots. — Vikarieret (mit Abbildung). — Räthsel. — Aufzünge. der Räthsel Seite 213. — Correspondenz. — Inserate.

**Lionel, Artist.**

Nach dem Dänischen des Carit Etlar.

Ein enges Thal mit weiter Fernsicht, eine Ebene, die von terrassenförmigen Klippen begrenzt wird, im Hintergrunde sanft sich senkende Bergmassen, mit Föhrenwäldern bedeckte Abhänge, durch deren Dunkel sich Fußpfade schlängeln, tief unten ein durch Gärten und Wiesen gleich einer silberchuppichten Schlange sich mündender Fluß, dessen Ufer von schlanken Pyramidenpappeln eingefast sind, Gruppen graugrüner Trauerweiden, von Hopfenranken und Clematis eng umstrickt, zwischen den braunen Klippen rothe Klee- und gelbe Ackerfelder wie neugierig dreinschauend, ein römischer Wirthurm auf einem Hügel, inmitten des Thales ein Häuflein weißgeflüchter Häuser und Hôtels, die Balcone der Villen mit Teppichen behangen, dazwischen ein schlant aufsteigender Kirchturm — das ist Luchon, der reizendste, der koketteste aller französischen Badeorte.

Doch nur so lange es grünt und blüht, währen die Reize

dieses Ortes, der sich am anziehendsten in der Nachmittagsstunde präsentirt, wenn die Sonne hinter den Wäldern verschwindet und ihr rothes Licht nur noch einen Widerschein in den spiegelhellen Fenstern hoch gelegener Hôtels findet. Zu dieser Stunde füllen sich die Terrassen mit vornehmen Damen in Promenaden-Toiletten, um der Musik in dem Kurzaale zu lauschen, sich an dem Wasserpiel der Fontainen zu erfreuen, die ringsum ziehenden Schwäne zu füttern, oder mit den Kindern im Garten zu spielen. Ein erfrischender Luftzug streicht von den Bergen, den Wäldern und dem Gebüsch, die sinkende Sonne taucht jeden Gegenstand in wärmere Tinten. Alles scheint in goldigem Lichte zu schwimmen. Poesie ist über das ganze Thal ausgebreitet. Von jenseits der Berge ertönt der Wiederhall der Orchestertöne; es klingt das Horn, die Peitsche knallt, die Fremden kehren von ihren Ausflügen heim. Es ist, als ob alle Empfindungen von dem warmen Lichte neues Leben empfangen. Die Sprache wird lebhafter, jeder glühende Blick begegnet einer entsprechenden Flamme, jede Bitte findet ein williges Gehör, der Schlichterne wird muthig, der Schweigjame interessant, die Gedanken werden zu gesü-

gelten Worten. Die Tauben hören, die Blinden sehen — es ist der Augenblick, in dem sich die Lippen entsiegeln, die meisten Bändnisse geschlossen werden, die Quelle versüßend wirkt und die größten Wunder vollbringt. Was diesen Zauber hervorruft, läßt sich schwer bestimmen — vielleicht ist es die klare Luft, vielleicht ist es die Umgebung, vielleicht der frische Odem der Berge, vielleicht auch erklärt der eben stattgefundenen Genuß der fertigen Weine und der gewürzten Speisen beim Mittagsmahle die erhöhte angenehme Stimmung.

Eines Tages regnete es in Luchon. Zwei Kinder, ein Knabe und ein kleines Mädchen, hatten in einem der Höfe unter schräg gegen die Wand gelehnten Wagenbrettern ein Obdach gefunden. Der Knabe trug eine braune Sammetjacke, die augenmächtig vorher einem Erwachsenen gehörte. Die Aermel waren um ein gutes Theil verkürzt. Von Wäsche war nicht die leiseste Spur sichtbar; arg beschädigte graue Höschen und ein Paar unmaßig weite Stiefel, die ein trommelndes Geräusch verursachten, wenn der Knabe sich bewegte, und deren undefinirbare Farbe besagte, daß seit Jahren keine Bürste in ihre Nähe gekommen war, vollendeten den Anzug. Ab



Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

und zu guckte ein kleiner Affe aus der Jacke des Knaben hervor und froh, nachdem er sich mit gespitztem Maul ein wenig umgeschaut, schnell wieder, sobald ein Regentropfen ihm auf die Nase fiel, in sein Versteck zurück. Des Mädchens Anzug wurde fast gänzlich von einem verblühenen, roth- und weißgestreiften, über der Brust zusammengesteckten Tuche verdeckt.

Das schwarze Haar, die dunklen Augen und der braune Teint bekundeten die Heimath der Kinder von jenseits der Pyrenäen. Es war heute nicht nur ein Regentag, auch ein Tag der Sorge für sie. Vorgefunden waren sie drüben im alten Emmerthurm, damit beschäftigt, einen braunen Damenstiefel aufzutrennen, in dessen Leder sie ein Päckchen Geld einnähen wollten, als sie einen Mann gewahrten, der, am Baune stehen bleibend, Brombeeren pflückte. Es war der lange Jerez Bobillo von Saint Grandenz, der seidene Tücher und catalonische Messer über die Grenze schmuggelte und sie in den umliegenden Badeorten verkaufte.

„Was macht Ihr kleinen Diebe hier?“  
„Wir nähen unser Geld ein, um es zu verwahren.“  
„Und Alles, was Ihr da habt, ist in diesem Sommer mit Garibaldi-Singen und Harmonika-Spielen verdient? Macht auf, laßt mich sehen — es ist ja ein Goldstück darunter. Das ist wahrlich anständig. Wartet bis ich zu Euren Eltern nach Sanguessa komme, dann werde ich ihnen erzählen, was Ihr für ein paar prächtige Kinder seid. Aber das Geld muß gut eingnäht werden, sonst verschleudert Ihr es. Kommt, ich will Euch helfen.“

Damit setzte sich der lange Jerez zu den Kindern und nähte das Geld in das Ledersäckchen.

„So, nun sollten wir noch eine ordentlich starke Schnur für den Beutel haben, und die spende ich; seht nur, hochrothes Seidenband, hört, wie es knittert.“

Die Kinder jubelten. Jerez hing dem Knaben den Beutel um den Hals.

„Hüte nur Deinen Schatz, kleiner Amon, und laß ihn Niemand sehen, denn es schleichen gar viel böse Menschen hier in den Bergen umher. Lebt wohl, ich werde Eure Mutter grüßen.“

Jodelnd verschwand Jerez hinter den Weiden, und die Kinder gingen nach Luchon zurück.

Amon betastete seine Brust; es fiel ihm auf, daß der Beutel so leicht und weich sei, er konnte das Geld nicht zwischen dem Leder fühlen.

„Du bist so mißtrauisch,“ sagte seine Schwester Djita. Aber der Knabe wollte Gewißheit haben. Er trennte den Beutel auf. Das Geld war fort. Alles, was sie den ganzen Sommer verdient hatten, war ihnen geraubt. Am nächsten Morgen begegnete ihnen Jerez in Luchon. Sie bat und bettelten um ihr Geld. Er lachte und zuckte die Achseln. Die Kinder brachen in laute Klagen aus. Bald war eine Menge Leute um sie versammelt, aber Jerez gab dem kleinen Amon einen Fußtritt und schlenberte unbefehdet die Straße hinab, denn keiner der neugierig Herzgeleiteten nahm sich der Kinder an.

Von dieser traurigen Begebenheit redeten sie, als sie unter den Wagenbrettern saßen. Djita war untröstlich. Thränen rannen über ihre braunen Wangen. Sie hielt nur mit Weinen inne, während sie eine dicke runde Scheibe von einer großen gelben Wurzel abschneidete und in den Mund schob, deren Saft einen breiten hellgelben Streifen rings um ihre Lippen malte. Ab und zu reichte sie Amon die gelbe Wurzel, damit auch er davon koste. Amon war leichtsinnig. Sein Schmerz über das verlorene Geld schien weniger tief zu sein. Er biß herzhaft zu, und so Djita den guten Appetit bemerkte, bezeichnete sie ihm mit dem Daumen genau seinen Anteil.

„Hör endlich auf zu weinen,“ sagte Amon, indem er das Klagen „hu! hu! hu!“ der Schwester spottend wiederholte. „Wir können uns ja anderes Geld verdienen. Sieh mich an. Nun bin ich ein Chinese.“ Er streckte die Hand aus, griff einen Thonklumpen vom Boden auf, in den er zwei Strohhalm steckte, und fing an, damit auf und nieder zu tanzen. Da das nichts half, kletterte er sich einen furchtbaren Schnurrbart aus Thon unter die Nase und drehte sich eine falsche aufwärts gerichtet darüber. Unter dieser Verwandlung hatte er Djita den Rücken zugekehrt; als er fertig war, wandte er sich rasch nach ihr um und begann plötzlich so erschrecklich zu bellen, zu miauen und zu brüllen, daß der Affe voller Entsetzen, um zu sehen, was denn da los sei, aus seinem Versteck hervorprang. Dem konnte Djita nicht widerstehen. Sie brach in Lachen aus, warf sich aufs Stroh und schwenkte die Arme vor Lust in der Luft. Der Sieg war gewonnen.

„Was bist Du jetzt?“ fragte sie und trocknete die Augen.

„Nun bin ich General Prim,“ sagte er mit veränderter Stimme. „Alle die großen Häuser, die Du da siehst, gehören mir. Ich gehe niemals zu Fuß, sondern fahre in einem goldenen, sechsspännigen Wagen, mit vier Mohren hinten auf. Ich genieße nur gebratenes Fleisch und Brustzucker und trinke süße Milch dazu.“

„Nein, Rahm,“ verbesserte Djita.

„Was sagst Du denn zu Johannisbeerjast?“

„Der ist auch nicht übel. Was gehört Dir noch außer dem goldenen Wagen?“

„Eine Drehorgel, das leiht nicht eine solche, wie man sie miethet, sondern eine ordentliche große Drehorgel mit Gold verziert, die über hundert Stücke spielt, mit tanzenden Puppen und einem Bajazzo, der hervorpringt und sich verbeugt. Nun reise ich bald heim nach Sanguessa, dann sollst Du ein blaues Kleid haben, wie das der russischen Fürstin. Was sagst Du dazu?“

Djita klatschte in die Hände. „Bekomme ich auch weiße Stiefelchen wie sie?“

„Jawol, und mit einer Troddel,“ versicherte Amon.

„Dann fahren wir nach Haus in Deinem goldenen Wagen; aber, was willst Du daheim beginnen?“

„O Du Puz! Was thun denn die Reichen? Gar nichts! Ich will den ganzen Tag in der Sonne auf dem Rücken liegen. Das will ich, und nichts Anderes essen, als Maronen und Feigen. Auch darf ich schlafen und toben, so viel ich will.“

„Das darfst Du nicht, sagt der Vater.“

„O doch, denn ich kaufe mir einen langen Ablaßbrief, und Dir auch einen, das heißt einen kleinen.“

„Das kannst Du Dir sparen, denn ich will nicht schlafen und toben, ich will hinauf in den Himmel und ein Engel werden mit rothen Flügeln.“

„Rothe Flügel? Bist Du toll, Mädchen! Was sollen denn die Reichen haben? Du mußt Dich schon mit weißen einfachen Gänsefedern begnügen.“

„Die können ja auch recht gut sein. Was bringst Du denn dem Vater mit nach Haus?“

„Der Vater bekommt eine Schnupftabakdose mit einem Garibaldi darauf und zwei schwarze Schweine.“

„Und die Mutter?“

„Einen rothen Regenschirm,“ sagte Amon und trocknete sich das Gesicht mit dem Ärmel seiner Sammetjacke. Nun war er müde und die Kur vollbracht, denn Djita dachte nicht im Entferntesten mehr an das Geld.

„Was sie wol drüben bei der Fürstin thun mögen?“ fragte sie. „Heute werden sie gewiß nicht reiten, dann verlieren wir die fünf Sous für das Pferdehalten. Wenn sie zu Hause sind, liegen sie ja den ganzen Mittag auf dem Sopha und schlafen. Und gestern, als es geregnet hatte, ließ die Fürstin ihr braunes Atlaskleid hinter sich durch alle Wasserpfützen nachschleppen, was ihr selber ganz lächerlich vorkam. Wenn wir nur bald recht viel Geld verdienen.“

„Wir werden Geld verdienen, verlaß Dich nur auf mich; aber vergiß auch nicht beim Tanzen die Beine tüchtig zu werfen, dann legen sie mehr Sous auf den Teller.“

„Sahst Du nicht, als Du das Holz in die Küche brachtest, was sie zu Mittag bereiteten?“

„Ein Mann brachte armesdicke Forellen im Zuber.“

„Ich kann die Forellen nicht ausstehen, die verzehren sie bis auf die Gräten, es bleibt nichts übrig. Wachteln sind mir lieber, das Fräulein ist nur die Brust, der Rest geht in die Küche und kommt uns zu Gute.“

„Nun klärt sich das Wetter auf, die Sonne kommt zum Vorschein; trockne Deine Augen, kleine Schwester, wir müssen tanzen und singen, denke nicht mehr an das Geld, wenn ich erst groß bin, werde ich den Dieb Jerez Bobillo ermorden.“

„Ja, ermorde ihn!“ sagte Djita mit einem tiefen Seufzer, indem sie ihre fünf Finger auspreizte und diese, gleich einem Kamm, durch die Haare gleiten ließ. Amon sah und zupfte die Strohhalm von ihrem Tuche; damit war die Toilette beendet.

Dem Versteck der Kinder gegenüber lag ein kleines, weiß angestrichenes Hôtel, welches diesen Sommer von einem russischen Fürsten und seiner jungen Tochter sammt einer zahlreichen Dienerschaft bezogen war. Die Fremden kamen aus einem tief im Innern Rußlands gelegenen Orte, ohne sich vorher angemeldet zu haben, und standen als „Fürst Rumanoff mit Familie und Gefolge“ in der Babeliste verzeichnet. Das Hôtel war von ihnen für den ganzen Sommer gemiethet und sie entfalteten darin eine Pracht, wie sie bis dahin hier noch nicht gesehen wurde. Der Fürst war ein älterer Herr mit bereits ergrauendem Scheitel, gelbbraunem Teint, langer gebogener Nase und mattblühenden Augen. Die flache Stirn, sowie die hervorpringenden Backenknochen bekundeten die mongolische Race. Die Fürstin war jugendlich und zierlich. Ihr feines Oval mit dem griechischen Profil wurde durch sprechende, große graublau Augen belebt, und die Hände und Füße waren wunderbar zart und klein.

Wenn sich die junge Dame mit leichtem graziosen Gang auf der Promenade hin- und herbewegte, war ein gewisser Ernst und eine Zurückhaltung gebietende Würde in ihrem Aeußeren. Die Augen blickten fragend und zerstreut umher, aber eine unwiderstehliche Anmuth besaßte dennoch jede ihrer Bewegungen. Sie siegte durch ihre bloße Erscheinung. Die Cavaliere veräumten nicht, täglich der Fürstin Fensterparade zu machen, um einen Blick aus ihren schönen Augen zu erhalten, und sämmtliche Plätze waren in dem Hôtel, wo die Herrschaften zu Mittag speisten, im Vorhinein belegt. In den Café-Zelten suchte man, während die Musik ertönte und die Luftballons vor dem Kurjaale emporstiegen, da wo sie Platz genommen, einen Stuhl zu gewinnen. Aber die junge Fürstin schien alle diese Aufmerksamkeiten nicht zu bemerken. Anbetung und Bewunderung blieben von der Umworbenen unbeachtet.

Der Regen hatte endlich nachgelassen. Die Sonne warf einen zarten Rosenschimmer, die Wolken licht umsäumend, über das Thal. Im Hôtel Rumanoff wurden die Glashäfen des Balkons geöffnet, wodurch den Hinüberblickenden gestattet war, die glänzende Einrichtung zu übersehen. Prachtvolle Blumenvasen, Spiegel, Sammt und Gold begegneten dem Auge. In den Gemächern selbst wehte ein betäubender Duft. Inmitten dieser Pracht lag Fürstin Rumanoff, von einem weißen Flor-Kleide umbauscht, in einem amerikanischen Schaukelstuhl. Der Fächer war ihrer schlaff herabhängenden Hand entfallen, und vergeblich suchte sie mit den feinen Fingerspitzen das künstliche Pfauenrad von dem unter ihr schwellenden Teppich wieder aufzuheben. Denn es lohnte ihr nicht, nur die leiseste Neigung des Körpers dieserhalb zu machen, und der zwischen dem weiten Ärmel wie Alabastrer hervorleuchtende Arm blieb schlaff an der Seite des Stuhles herabhängend. Das Bild war von decameronischem Dufte angehaucht. Die junge Dame hatte den kleinen, mit goldbraunen Cassianstiefeln besetzten Fuß etwas vorgestreckt und den Stuhl dadurch in eine schaukelnde Bewegung gebracht. Ihre Augen richteten sich dabei auf den Fürsten, der, neben ihr sitzend, die Babelisten durchmusterte.

„Lege jetzt die Blätter bei Seite, Papa, und sprich ein wenig mit mir,“ sagte sie. „Vielleicht hast Du auch die Güte, zu läuten, die Glocke steht auf dem Tisch.“

Der Fürst willfahrte dem Wunsche der Tochter. Ein breitschulteriger Diener mit einem braunen, viereckigen Barte schlug die Portiere zurück und blieb, beide Arme fest an die Seite gedrückt, des Befehls harrend.

„Lege Eis in die Caraffe,“ sagte die Fürstin, ohne sich umzusehen; „bringe mir ein Glas Granatjast.“

Fast lautlos wurde der Befehl vollzogen und der Diener verschwand wieder.

„Ich bin heute wirklich sehr traurig,“ sagte die junge Fürstin bald darauf.

„Traurig, Du?“ fragte der Vater erstaunt.

„Ja, denn es hat ein beklagenswerther Todesfall in der Familie Semiljoff stattgefunden,“ bemerkte sie, ironisch lächelnd.

„Denke Dir nur, Papa, die Gräfin hatte den reizendsten kleinen weißen Terrier, nicht größer als meine Hand, Du sahst uns neulich mit ihm spazieren. Er glich einem häußigen weißer Woll, in das man zwei schwarze Perlen und vier rosenrothe

Stöckchen gesetzt. Wir hatten ihn mit bunten Schleichen geschmückt, und das fand ein großer abscheulicher Hund gar zu toll. Er fuhr auf den kleinen Terrier los und biß ihn, wie eine der Kammerjungfern, die Zeugin des Unglücks war, behauptet, durch und durch. Der Graf und die Gräfin reisten in Folge dieses Ereignisses verzweiflungsvoll an diesem Morgen von hier ab. Der Hôtelier brachte ihre Karten und war ebenfalls über diesen Todesfall ganz außer sich, vielleicht noch mehr als Eulalia selbst, denn sie kann schon wieder einen kleinen Hund bekommen, er jedoch bekommt schwerlich Graf Semiljoff wieder.“

„Das war ja grauig,“ bemerkte der Fürst, der nicht wußte, was er eigentlich sagen sollte.

„Weißt Du, wem der mörderische Hund angehört? Ihm, diesem bleichen Fremden, dem Einzigen, glaube ich, der sich weniger unangenehm zudringlich als die anderen Badegäste gezeigt hat. Hast Du seinen Namen erfahren? Du versprachst es mir, Dich darnach zu erkundigen.“

„Es ist unmöglich, Wanka, ihn zu erfahren. Ich habe die Babeliste durchgesehen, da steht: „Lionel — Artist“. Nichts weiter. Einer unserer Diener sprach mit den Leuten in seinem Hôtel; auf seinen Köffern steht ebenfalls Lionel, Artist, und Niemand weiß Näheres von ihm.“

„Ja, was geht es uns an, vielleicht ist er ein Artist, vielleicht Tischenpieler, vielleicht Seiltänzer. In seinem Aeußeren und in seinen Manieren fandest Du ja selbst, daß etwas der Art liege — er fällt sich gut. — Nun scheint die Sonne. Aber zum Ausgehen ist es zu spät an diesem Nachmittag. Soll ich Dir ein wenig vorspielen?“

Sie erhob sich vom Schaukelstuhl und klingelte. Diesmal erschien ein weißgekleidetes junges Mädchen, ein buntes Tuch leicht um den Kopf geschlungen. Auch die Dienerin verharrete in derselben ehrerbietigen Stellung wie vorhin der härtige Zwan.

„Deffne den Flügel und stäube ihn ab. Da nimm meine Handschuhe — lege ein Kissen auf den Stuhl, er ist zu niedrig. So ist's gut. Schließ die Balkonthür!“

Die Fürstin nahm vor dem Instrument Platz und spielte die Serenade aus dem ersten Act des „Barbiers von Sevilla.“ Der Fürst war entzückt. Er schien mit dem lebhaftesten Interesse zuzuhören, schlug aber den Takt falsch und blickte verstoßen in die Zeitungen, die er vorhin aus der Hand gelegt.

Gerade gegenüber der Villa, unter der Marquise eines Café-Zeltes saß zu derselben Zeit der junge Mann, dessen Namen die Fürstin so lebhaft zu erfahren wünschte. Eine große graugelbete Bulldogge lag zu seinen Füßen, mit der Vorderpfote nach den Fliegen schlagend, die über den Asphalt kamen und ihn molestirten. Der Fremde war zu Beginn der Saison mit einem Diener, der kein Wort französisch verstand, mit zwei englischen Vollblutspferden und zwei Köffern, auf denen nichts weiter als „Lionel — Artist“ stand, in Luchon eingetroffen. Seitdem hatte er ein Hôtel ersten Ranges in der Allee d'Etigny bewohnt und war bald als ein Freund aller Kinder, denen er in der Straße und auf Spaziergängen begegnete, bekannt. Er saß gut zu Pferde, und jede seiner Bewegungen verrieth Kraft und Behendigkeit; ein Diener und der große Hund begleiteten ihn auf jedemritt. Das war es, was man von ihm wußte. Uebrigens konnte weder sein Aeußeres, noch sein Benehmen Anspruch auf besondere Aufmerksamkeit machen. Klare, durchdringende Augen, ein zum Lächeln geneigter Mund, eine freimüthige und unbekümmerte Miene gaben ihm ein liebenswürdiges und harmloses Aussehen, aber seine hohe breite Stirn und die Form ihrer Wölbung über den Augen ließ darauf schließen, daß dieser junge Mann eine furchtlose, energische Natur, einen bestimmten kräftigen Willen besitzen müsse.

Eben kamen auch die Kinder Djita und Amon langsam und forsichend angeschlendert. Das kleine Mädchen trug eine Harmonika unter dem Arm; Amon hatte eine Gitarre über den Rücken hangen, der Affe balancirte auf seinem Kopfe. Sie verweilten einen Augenblick vor dem Café-Zelt, schauten hinein und wollten weiter; als aber Amon Herrn Lionel und dessen großen Hund erblickte, stieß er Djita an, und nun begannen die Kinder in einiger Entfernung sich zu verbeugen und zu grüßen, um auf sich aufmerksam zu machen. Lionel war ihr guter Freund, ihre Vorsehung.

„Kommt hierher und laßt uns Murial ein Stückchen Zucker geben, ich habe Euch ja seit zwei Tagen nicht gesehen,“ sagte Lionel. „Wo seid Ihr gewesen? — Und Du, Djita warum siehst Du so muthlos aus?“

Amon erzählte seine traurige Geschichte. — „Dort schleicht der lange Jerez heran,“ fügte er plötzlich hinzu, „und wenn Ihre Excellenz ihn ein wenig zurecht setzen will, wird er sich gewiß schämen und das Geld wieder herausgeben.“

Lionel winkte Jerez herbei, der mit einem unverkämten Lächeln näher kam, doch stuzte er, als er die beiden Kinder erblickte.

„Höre Jerez,“ sagte Lionel, „Du hast Dich wie ein schlechter Kerl gegen diese beiden Kinder benommen.“

Der Schmutzler erblickte, seine Augen flammten und er begann, sich laut zu vertheidigen. Doch Lionel unterbrach ihn. „Verschone mich mit Deinem Geschwätz und lege das Messer aus der Hand; mit mir spielst Du nicht Komödie. Du hast den Kindern ihr Geld genommen, das ist eine Thatsache. Schweige, wenn ich spreche! Wenn Du ihnen nun morgen früh nicht Alles bis auf den letzten Sous zurückbringst, so kannst Du etwas erleben; — dann begeben sich zu meinem Freunde, dem Maire, und bewege ihn, die Dir gegebene Erlaubniß, mit Deinen Schmugglerwaaren zu haufen, zurückzunehmen, und an der Table d'hôte werde ich allen Badegästen erzählen, was für ein braver Junge Du bist, so daß in Zukunft Niemand mehr mit Dir handeln oder Dich als Führer benutzen wird. Verstanden?“

„Ja, Euer Excellenz sprechen außerordentlich deutlich. Bis morgen früh soll das Geld zurückgegeben sein. Adieu!“

Die Hötelglocken läuteten, die Sonne ging unter und warf ein goldnes Licht über die Baumwipfel, spiegelte sich im Fluße und verschwand darauf langsam hinter der zackigen Bergkette der Pyrenäen.

Zwei Stunden später füllte sich die Hauptstraße der Stadt mit den prachtvollsten Damentoiletten, eifrigen Bewunderern und flaneurnden Herren. Sämmtliche Stühle vor den Cafés waren besetzt. Die hellen Stimmen der Damen, ihr frisches, jugendliches Lachen vermischte sich mit den heiseren Stimmen

der Zeitungsverkäufer, dem Getöse der Drehorgeln, dem Ausbieten von allerhand Kleinigkeiten, zu einem bunten Durcheinander. Lionel lag auf einem Stuhl lang hingestreckt und blies den Rauch einer Cigarre in die Luft; er horchte, lächelte und betrachtete das bunte Leben mit tiefem Interesse.

Vis à vis, auf einem kleinen bedeckten Balkon, über dem Eingange des Hôtels, zu welchem fünf Stufen von der Straße aufwärts führten, hatte Fürstin Wanka mit ihrem Vater und einer jungen Dame, die zu ihrer Gesellschaft gehörte, Platz genommen. Im Hintergrunde stand ein Diener in einem langen, von einer hochrothen Seidenschärpe zusammengehaltenen Kasten, steif und unbeweglich wie der Thürpfosten, an den er sich lehnte; ein anderer brachte Kaffee. Der Fürst rauchte aus einer langen türkischen Pfeife, die Gesellschaftsdame lorgnettierte die Vorübergehenden und theilte der Fürstin, die ein Bouquet hellrother Rosen entblätterte und auf nichts zu achten schien, ihre Bemerkungen mit.

Djita und Amon gingen tanzend und spielend von Thür zu Thür. Als sie zu Lionel kamen, setzten sie sich auf die Treppe und spielten mit seinem Hunde.

„Wie geht's?“ fragte Lionel.  
 „Keinen einzigen Sous,“ sagte Djita und zeigte den leeren Teller. Lionel warf ein Zweifrankesstück darauf, und die Kinder wollten sich eben entfernen, als ein Ausruf von Lionel sie zurückrief. Er schien einer plötzlichen Eingebung zu folgen und winkte Amon.

„Gib mir Deine Gitarre,“ sagte er.  
 Amon beeilte sich, das Band von der Schulter zu streifen. Lionel stimmte das Instrument, that einige Griffe darauf, knöpfte seinen Rock bis an den Hals zu und ging mit den beiden Kindern auf die andere Seite der Straße zum Balkon der Fürstin. Einige Neugierige folgten ihnen; sie hörten, wie der Fremde ein Vorspiel improvisirte und hierauf die Allen bekannte Serenade sang — jene bezaubernden Töne Rossini's, mit denen der Graf im ersten Akte des Barbier's „Rosine zu Leben und Sonnenschein erweckt“, ganz dasselbe Musikstück, welches Fürstin Rumanoff ihrem Vater vor einigen Stunden vorgespielt hatte. Der glorreiche und weiche Gesang, die vollendete Methode berührten die Seele, welche sich in Sehnsucht nach Glück verzehrte; die Stimme besaß etwas so Eindringendes, so Lockendes und Ueberredendes, Ton und Wort flossen so in Eins zusammen, daß alle Zuhörer davon ergriffen wurden. Ein dichter Kreis hatte sich um den Sänger gebildet. Noch immer kamen neue Gäste hinzu. Alle schweigen, Alle lauschen. Lionel stand, schlank, freimüthig und lächelnd, ohne sich in seinem Gesange stören zu lassen, inmitten des Kreises. Die Fürstin hatte sich schon zu Beginnen des Gesanges erhoben, sie war im Begriff, den Balkon zu verlassen, der Diener öffnete bereits die Pforte; aber sie blieb stehen, unbeweglich, gefesselt, einem ihrem eigenen Willen überlegenen Einflusse nachgebend. Lionel war der Treppe näher gekommen und setzte seinen Fuß auf die unterste Stufe. Der Mond warf ein helles Streiflicht über diese Stelle. Als er die Fürstin langsam, gleichsam widerstrebend, näher treten und sich an Rumanoff's Schulter lehnen sah, entblökte er sein Haupt und legte den Hut auf die Treppe. Das Mondlicht fiel über sein bleiches Antlitz. Während er sang, wurde er schön, erhaben und herrlich. Sein Lächeln und jeder seiner Züge stand mit den Tönen seines Gesanges in vollkommener Harmonie. Es war die Bitte der Leidenschaft, deren kühne Sprache, und was den Worten gebrach, das ergänzte der sprechende Blick, der unverwandt nach dem Balkone gerichtet blieb. Natürlich, er sang nur für sie, für sie allein, das fühlte sie. Die Strahlen seiner Augen legten eine Brücke über den Abgrund zwischen ihnen. Er führte sie in das Reich der Träume, welches jedem jungen Weibe verheißt ist. Sein Gesang war Jubel und Lobgesang, war ein unbeschreibliches Verlangen nach heißer Leidenschaft und Anbetung der Liebe. Doch dieser Jubel war nicht zu vergleichen mit der Wandlung, welche in der jungen anspruchsvollen Fürstin sich vollzog. Die sonst verschleierte Augen strahlten in feuchtem Glanze, die Kälte war von ihrem Wesen gewichen, ihre gleichgiltigen, ruhigen Züge hatten sich verändert, denn Inspiration und Bewunderung, jene beschwingten Boten von Seele zu Seele, waren zu ihr gedrungen — darin lag die Macht seines Gesanges, seiner Töne, das war ihr Triumph, und einen solchen hatte er beabsichtigt. Ein Purpurschimmer färbte ihre Wangen; sie lauschte und lauschte, und schämte sich doch eines Geständnisses vor so vielen Zeugen. Als er schwieg, erscholl ein nicht endenwollender Jubel. Jedermann eilte zu Djita's Teller. Die arme Kleine hatte noch nie eine so reiche Ernte gehabt, und von Glück strahlend kehrte sie zu Amon zurück.

„Na,“ flüsterte der Knabe, und verwahrte das Geld in seiner Mütze, „nun müssen wir uns wol bald den neuen goldenen Wagen bestellen.“

Lionel hieß Djita den Teller an Amon geben, legte seine Hand in die des Knaben und stieg mit ihm die Treppe zu Fürst Rumanoff hinauf.

„Mein Herr,“ sagte der Fürst, „ich frage nicht nach Ihrem Namen, aber Sie müssen ein großer, ausgezeichnete Künstler sein, um so singen zu können.“

„Nur Dilettant, Durchlaucht, nichts weiter.“

„Dennoch Künstler,“ bemerkte die Fürstin.

Lionel sah den Louisdor, den sie bei diesen Worten auf den Teller des Knaben legte. Er lächelte und sagte: „Lassen wir Ihre Ansicht gelten, so bekenne ich, daß der Künstler eine Blume aus Ihrem Strauß jeder andern Belohnung vorziehen würde. Eine einzige Blume,“ fügte er leise hinzu, und da die Fürstin seine Bitte überhört zu haben schien, fuhr er mit lauter Stimme fort: „Doch ich sehe, daß ich Recht habe. Danke der Fürstin, mein Zunge, und laß uns gehen. Ich bin nur das, wofür ich mich ausbe.“

„Gassenfänger?“ fragte sie spottend.

„Musiker!“

„Um so viel besser! Wollen Sie es denn übernehmen, mein Instrument zu stimmen?“

„Ich!“ rief Lionel, und in diesem einen Worte lag so viel Wehmuth, während sein Antlitz gleich darauf das Gepräge einer überlegenen und spottenden Ironie trug, daß die Fürstin den Blick zu Boden schlug. Sie lächelte, legte den Strauß auf Amon's Teller und wandte sich mit einer Bemerkung zu ihrem Vater, um damit anzudeuten, daß das Gespräch zwischen ihr und dem Sänger zu Ende sein müsse.

Am folgenden Morgen kam Jerez zu Lionel in das

Hôtel und verlangte dringend, daß er sogleich in einer wichtigen Angelegenheit ihm gemeldet werde.

„Ich bringe für Excellenz eine gute Nachricht,“ sagte er zu Lionel mit seinem unverkündeten Lächeln. „Der gnädige Herr hat meine Ehre besetzt und mich beschuldigt, jenen zwei kleinen Gaubieren ihr Geld entwendet zu haben. Das konnte ich nicht auf mir sitzen lassen; ich bin arm, aber ehrlich, das weiß alle Welt! Ich ging demnach diesen Morgen zum alten Römerthurm, wo die Kinder gefessen und mit ihrem Gelde herumgeworfen hatten, und denken Excellenz, da lag das in den Lappen gewickelte Geld gerade vor mir. Noch habe ich das Säckchen nicht einmal geöffnet. — Haben Sie die Güte!“

„Das war ja ein wahres Taufendglück,“ entgegnete Lionel; „Du bist also jetzt von jedem Verdachte gereinigt. Das freut mich. Wünschest Du sonst nichts?“

„Sonst nichts. Es schmerzt mich tief, wenn man an meiner Ehre zweifelt; ich habe die ganze Nacht kein Auge zugehath. Euer Excellenz brauchen wol kein catalonisches Messer mit einer goldenen Madonna darauf? Es spaltet ein Haar der Länge nach, echte Waare. Oder wünscht Excellenz nicht einen sicheren Führer zu den Kaskaden? Das Wetter wird prächtig!“

„Wer hat Dir gesagt, daß ich heute zu den Kaskaden wolle?“

„Par Dieu! wer sollte das sagen; ich vermuthete es nur. Der gnädige Herr muß mich nicht für einen Buchfinken halten. Der russische Fürst sandte diesen Morgen einen seiner Diener dort hinauf, die Herrschaft will Punkt zwölf Uhr daselbst frühfrücken. — Ich hörte Euer Excellenz gestern Abend singen. Unvergleichlich! Ich verstehe mich darauf. Es gibt nicht zwei solche Stimmen in der ganzen Welt, und die Fürstin, sowie ihre Gesellschaftsdame waren beim Zuhören nahe daran, über die Balustrade zu fallen. Welche Augen! Schwarz wie die wildeste Nacht — ich sage weiter nichts.“

„Nach, daß Du fortkommst, Jerez, ich bedarf heut keines Führers, morgen werde ich vielleicht nach Malebetta gehen. Du kannst Dir beim Portier Bescheid holen. Leb wohl!“

(Schluß folgt.)

### Ueber die Pflege der Schönheit.

Bemerkungen einer Dame von Stande.

Unter diesem vielversprechenden Titel ist kürzlich ein kleines elegantes Büchlein (im Verlage von A. Hartleben, Wien, Pest, Leipzig) erschienen, welches wir unseren Leserinnen recht angelegentlich empfehlen. Da das Erhalten eines Besitzthums schwerer, als das Erreichen desselben ist, so wenden wir uns mit dieser Empfehlung an alle Leserinnen des Bazar's, ohne besüßchten zu müssen, daß man uns vorwerfe, wir trügen Eulen nach Athen.

Die Verfasserin des Werchens — sie unterzeichnet sich Gräfin D. D. — zählt nicht mehr zu den Lebenden; sie genos, wie man uns privatim unterrichtete, einer zweiten Ninon de l'Enclos gleich, bei Lebzeiten den Vorzug großer Schönheit und Anmuth, selbst in der reifensten Jahren, und stand in dem Aulse, in alle Geheimnisse der Kosmetik eingeweiht und durch dieses Wissen in den Besitz des viel umworbenen Gürtels der Venus gelangt zu sein. Kein Wunder, wenn eine solche Hinterlassenschaft, das vorliegende Büchlein, ein Facit der Toilettenkünste einer einst gefeierten Schönheit, mit Spannung und Interesse zur Hand genommen werden wird.

In der That, das Buch verdient es, geschrieben zu sein und gelesen zu werden, ja, wir können dreist behaupten, daß, wenn seine Regeln und Recepte von unseren Leserinnen befolgt werden, die Zahl — oder sagen wir lieber die Anzahl — der Briefe, in denen der Bazar um Rath und Hilfe in kosmetischen Angelegenheiten angegangen wird, auf das kleinste Maß zusammenschrumpfen und was wir in tausend Antworten vergeblich anstreben, durch diese kleine Schrift erreicht sein werde.

Können wir uns, können wir unseren Leserinnen etwas Besseres wünschen?

Nein! — Indes, gestehen wir es nur gleich, es ist ein fatales „Aber“ dabei.

Dieses „Aber“ läßt sich am kürzesten in dem Satz ausdrücken, daß auf der Welt Alles auf Leistung und Gegenleistung beruht. Auch die Schönheit will erkauft sein, nicht mit Geld oder durch Mittel, die um Geld zu haben, sondern durch ein tägliches Ringen und Befolgen längst erkannter Wahrheiten, die, wie oft auch ausgesprochen, doch so wenig gehört und noch weniger mit Ausdauer befolgt werden.

Das ist das Geheimniß des Buches, das Geheimniß der schönen seligen Gräfin D. D.

Wenn wir trotzdem kurze Auszüge des Werchens — und zwar die Kapitel, welche das kosmetisch Wichtigste, den Teint, betreffen — hier wiedergeben, so thun wir dies aus zwei Gründen.

Erstens, weil gewisse Wahrheiten nie oft genug wiederholt werden können, und zweitens, weil uns nur zu selten die Gelegenheit geboten wird, für unsere Ansichten und Aussprüche eine in kosmetischen Dingen als Autorität geltende Frau in die Schranken rufen zu können.

Daß die Verfasserin schön war, wissen wir von Hörensagen, daß sie nicht weniger vernünftig im besten Sinne des Wortes war, haben wir aus ihrer Schrift gelesen, daß ihre Worte lauten Wiederhall bei unseren Leserinnen finden werden, können wir nur hoffen und wünschen.

Die wenigsten Menschen haben eine richtige Ansicht von der Haut, diesem wichtigen Körpergebilde; sie denken sich gewöhnlich einen Stoff darunter, den man nach Belieben bearbeiten, verändern, wol gar bleichen und roth und blau färben kann, wie die Thierhäute gegerbt werden können! Die menschliche Haut steht im innigsten Zusammenhange mit dem ganzen Körper, und um eine sichtbare Wirkung darauf hervorzubringen, müssen alle Mittel erst durch seinen Organismus verarbeitet werden.

Das dünne Oberhäutchen (die Haut besteht bekanntlich aus drei Hautschichten) ist es, welches durch äußere Einwirkungen leiden kann, namentlich leicht rauh wird durch scharfe Luft, leicht verbrennt durch Sommerhitze und leicht unrein wird durch Staub und Schauffement. Es gibt sehr wenige Mittel, um diese läßlichen Einwirkungen wieder zu beseitigen, daher es jedenfalls rathsam ist, sie so viel als möglich zu vermeiden. Aber es gibt gar keine äußeren Mittel, um das Oberhäutchen weiß und roth zu

machen, da die unteren zwei Hautschichten viel wesentlicher zu solcher Verschönerung sind, jedoch selbstredend von keinem äußeren Mittel erreicht werden können.

Eine Dame ließ sich dazu verleiten, ihre zahlreichen Sommerfleden mittelst giftigen Einreibungen zu vertreiben; die ganze Oberhaut entzündete sich, es trat Eiterung ein und die Haut fiel in Schuppen vom Gesicht. Als sie nach langen Leiden wiederhergestellt war, zeigte es sich, daß die Sommerfleden genau dieselben geblieben!

Um die weißen und rothen Rosen des Teints zu erzielen, muß man auf die ganze Lebensweise einwirken, nicht auf die äußere Haut, die gewissermaßen nur die Glasscheibe ist, aus der ein schönes Bild im Rahmen hervorleuchtet.

Ein schöner Teint ist eine sehr seltene Naturgabe; das Klima, eiterliches Erbtbeil und eine gute Erziehung des Körpers sind von wesentlichem Einfluß darauf.

Wie die Ansichten von der Schönheit überhaupt schwankend und tausendfältig verschieden sind, so ist es auch durchaus nicht festzustellen, welcher Teint als der schönste gilt. Es wird immer Streit darüber herrschen, ob die hochrothen Wangen oder die wachsblichen den Vorzug verdienen, oder ob ein leiser Rosenschimmer des ganzen Gesichts den Sieg davon trägt.

Als schönster Teint gilt für gewöhnlich ein zartes Weiß, das an Marmer oder Wachs erinnert und das bei der Bewegung in frischer Luft ein Rosenhauch durchbringt, beim Tanz oder bei innerer Erregung aber lebhaft sich röthet und wie vom feinsten Carmin gemalte Wangen zeigt. . . . Wer diesen Teint von der Natur empfangen hat, suche ihn sich zu erhalten, er ist durchaus nicht dauerhaft und meistens im Folge einer sehr zarten Gesundheit. . . . Eine sehr gesunde Lebensweise ist hierbei das beste Mittel zur Pflege der Schönheit; viel frische Luft und Bewegung, hinreichender Schlaf und stärkende Nahrung.

Wenn die Haut zu roth, zu straff ist und leicht rauh wird, so können einige äußere Mittel mit Erfolg angewendet werden, namentlich tägliche Waschungen mit Mandelmilch, die man sich selbst am besten bereitet, indem man etwa zwölf süße und eine bittere Mandel in weichem Wasser fein zerstoßt, durch ein Lappchen drückt und mit dieser Flüssigkeit, die aber niemals sauer werden darf, sondern möglichst bei jeder Anwendung frisch bereitet werden muß, sich täglich mehrmals die rauhen und scharf gerötheten Stellen besudelt. Gegen allzu rothe Wangen müssen indeß auch innerliche Mittel angewendet werden, jedoch niemals schädliche, wie Essig zu trinken, was junge eitle Mädchen zuweilen versuchen, aber sich dadurch gründlich krank und keineswegs hübscher machen können. Etwas Cremortartari mit Zucker unter kaltes Wasser gemischt, ist jedoch ein unschädliches Mittel; auch viel Obst zu essen, namentlich Weintrauben, verursacht eine hellere Gesichtsfarbe. Die Röthe des Gesichts und namentlich der Nase entsteht bei jungen vollsaftigen Personen auch sehr oft von zu festem Schneiden der Taille oder der Füße, und es kann nicht genug davor gewarnt werden.

Ein schöner Teint bedarf nur der Schonung, namentlich der Verhütung starker Schauffements und darauf folgender rascher Abkühlung durch Zugluft oder kalte Zimmer. . . . Ebenso ist Sonnenhitze zu vermeiden, wodurch Sommerfleden oder Sonnenbrand erzeugt werden. . . . Letzterer entsteht sogar oft ohne Sonnenschein schon bei längerem Verweilen in der Luft, wenn sie sehr lau oder auch nur sehr scharf ist. . . . Das einzige Heilmittel dagegen sind Waschungen mit Mandelmilch. Auch ist es sehr heilsam, im Sommer einige frische Gurken zu zer schneiden und die Schalen auf die rothen Stellen des Gesichts zu legen. Kochendes Wasser auf Petersilienblätter gegossen und es erkalten lassen, gibt auch eine heilsame Waschung ab. Die Amerikanerinnen legen sich Nachts einen Teig aus Wasser, Mehl und geriebenen Mandeln auf Stirn und Nase, wodurch die erhigte Haut abgekühlt, jedoch auch sehr verweichlicht wird.

Bei Landpartien oder gar Fußreisen, wo noch innere Erhitzung zu der äußeren kommt, wird der Teint am allermeisten verdorben. Es wäre wünschenswerth, daß die Damen sich bei solchen Gelegenheiten einer Robe erinnerten und sie wieder in Aufnahme brächten, welche im Anfang des 17. Jahrhunderts allgemein herrschte: die Halbmaske von Sammet, mit feiner weißer Leinwand gefüttert. Nebenbei war diese Mode auch sehr fleißig, denn Mund und Rinn, von Spizen nur leicht umhüllt, sahen reizend aus.

Miteiser werden durch den Gemüß von frischer Luft und Waschungen mit frischem Wasser am besten geheilt. Man drücke die Miteiser vorsichtig aus; sind die schwarzen Punkte alle entfernt, so wasche man die Stellen mit kaltem Wasser mehrmals aus; dadurch wird die Entzündung, welche sonst leicht in Folge des Druckes entsteht, vermieden und die Haut zugleich gestärkt, wodurch die Wiedererzeugung der Miteiser unmöglich gemacht wird. Jeden Morgen muß man jedoch alle die Stellen, wo die Miteiser sich am häufigsten einfänden, recht stark mit guter Mandelseife einreiben und mit kaltem Wasser abwaschen, damit der Staub sich nicht in die Poren setzen kann und die allzugroße Fettigkeit der Haut entfernt wird. (Wir müssen hierzu bemerken, daß die Verfasserin ausdrücklich von guter Mandelseife spricht, und dies ist wohl zu beachten, denn es werden gerade unter dem Namen Mandelseife die aller schlechtesten, gefüllten und stark laugigen, daher ätzenden Seifen verkauft. Die Verfasserin will somit auch nur eine milde unverfälschte Seife angewendet wissen und dazu kann jede echte, neutrale Kernseife dienen, gleichviel ob sie aus Mandelöl oder Provençeröl bereitet ist.)

Das Waschen mit kaltem Wasser und Seife wird manche Leserinnen in Verwunderung und Schrecken setzen, denn es gibt sehr viele Damen, die sich nur mit lauem Wasser und nie mit Seife das Gesicht waschen. Es ist möglich, daß sie dennoch einen schönen Teint besitzen, aber gewiß nicht, weil sie sich mit lauem Wasser waschen, sondern o b w o l sie es thun. Ein wahrhaft schöner Teint ist nicht leicht zu ruiniren, aber wer ihn erst erlangen will, der greife ja zu kaltem Wasser und Seife!

Wenn Damen an Pocken (Pideln), Miteisern und Geschwüren im Gesicht leiden, müssen sie Wein, Chokolade starken Kaffee vermeiden, sich viel bewegen und vor allen Dingen Morgens und Abends sich das Gesicht mit einem feinen wollenen Lappchen, worauf Mandelseife gestrichen ist, und mit kaltem Wasser abwaschen. Nach Tanzgesellschaften oder heftiger Erhitzung muß die kalte Waschung jedoch unterbleiben, alsdann ist eine Abreibung mit feiner Leinwand und etwas warmer Milch rathsam. Sollte sich übrigens nach dem Waschen mit Seife und Wasser im Winter eine rauhe, schuppige Haut einstellen, so vergeht dies augenblicklich, wenn man vor dem Abtrocknen die Haut nochmals mit Mandelseife sanft einreibt, aber nicht abwäscht, sondern mit einem weichen leinenen Tuch abtrocknet. Gegen Rauheit der Hände hilft dieses Mittel ebenfalls.

Das Waschen mit kaltem Wasser und Seife ist übrigens auch fast das einzige Mittel gegen die größte Gefahr für die Haut der Damen, gegen die Runzeln! . . . Jeden Morgen eine recht wasserreiche, erfrischende Abwaschung wird auch dem Oberhals länger, als sonst irgend zu erwarten ist, jugendliche Frische erhalten.

Ein wahrhaft schöner Teint ist die Blüthe der Gesundheit; die Pflege derselben kann deshalb den Mittern heranwachsender Töchter nicht genug empfohlen werden und die jungen Damen sollten auch selbst mehr Sorge dafür tragen. Wie leichtsinnig färrnen sie oft darauf los durch unwürdige Tänze, Erkälten und Diätfehler aller Art. Man untersuche nur die Ursachen, warum so oft eine gelbliche Gesichtsfarbe, rothe Fleden auf der Haut oder blaue Ringe um die Augen erscheinen, wo noch kurz vorher jugendliche Frische zu sehen war.

Die kleineren deutschen Städte bieten oft mehr Gefahren für die Gesundheit und Schönheit dar, als die Metropolen, wo immer nur ein kleiner Bruchtheil der Gesellschaft obenauf schwimmt und die sogenannte Crème

bildet — mehr glänzt, mehr genießt und mehr verliert an allen Gütern des Lebens, als irgend eine weniger bevorzugte und beneidete Menschenklasse.

Gewiß ist es, daß in den meisten Mittelstädten eine Geselligkeit herrscht, die der Gesundheit nachtheilig ist, denn die Bälle und Gesellschaften folgen sich im Winter nicht nur sehr rasch, sondern sie dauern auch viel zu lange; bis 4 Uhr Morgens ist die gewöhnliche Zeit, oft noch später. Wie müssen dadurch die Rosen der Jugend verwelken und die Augen erlöschen! Das

Nachtwachen allein ist schon im Stande, diese üblen Folgen für die Gesundheit und Schönheit zu erzeugen. Wie viel andere schädliche Einflüsse treten aber noch hinzu! Das frevelhafte Eisessen ruiniert die Zähne und die Lungen; die schlimme Mode, mitten in der Nacht zu soupieren, Rehraten, Pasteten und Salat zu verzehren, verdirbt den Magen und damit natürlich auch in dritter Instanz den Teint.

### Fräulein Baronesse.

Novelle von Ida von Mürringsfeld.

(Fortsetzung.)

#### Neuntes Kapitel.

#### Grottenfahrt.

Der Morgen, der zur Wasserfahrt bestimmt worden, ist da und die festgesetzte Stunde auch. Espérance geht auf der Terrasse, wo sie die erste Besuandacht gehalten, ungeduldig hin und her. Die Gassers, welche das neue Schauspiel von einem Wagen aus genießen wollen, sind bereits abgefahren, Espérance möchte gleichfalls fort, aber der Baron läßt warten. Ob ihm am Ende die Baronin gar nicht erlaubt, zu kommen? Er hat den ganzen gestrigen Tag verstreichen lassen, ohne nur einen Augenblick einzusprechen. Dagegen hat einer ausdrücklichen Aufforderung der Baronin gemäß Petronella mehrere Stunden in Tasso zugebracht und bei der Zurückkunft so ungewöhnlich vergnügt ausgesehen. Das pflegt immer das Anzeichen von einem Streich zu sein, der ihr geglikt ist. Espérance fürchtet nicht mit Unrecht, der Streich könne ihr gelten. Die Freundschaft oder doch Kameradschaft zwischen ihr und Petronella hat sich in Sorrento nahezu in das Gegentheil verkehrt.

Wenn der Baron nicht käme, wie lächerlich ersahien da Espérance! Schon vor dem bloßen Gedanken läßt ihr Gesicht wie bei einem Fieberanfall. Zum Glück stellt Gaetano sich ein, bevor ihr Warten zur Angst geworden ist.

Aber wie anders kommt er, als Espérance nach dem Gespräch an der Mauer ihn zu sehen erwarten durfte! Sein Schritt allein würde Unlust verrathen, wenn Blick, Gruß, Stimme nicht dazu hinreichten. Sein Handgeben nun gar! Wie kühl, wie flüchtig, wie nichtsbedeutend! Espérance fällt es schwer auf das Herz. Was hat Petronella gestern angestiftet?

In ihrer Beklommenheit und Verlegenheit sagt sie, was wie ein Vorwurf klingt: „Herr Doctor und Frau Doctorin sind schon fort.“

Gaetano entgegnet: „Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich so spät komme. Ich wurde aufgehalten durch eine kleine Commission für meine Frau. Das Boot aber ist bereit, und wenn wir direct fahren, so kommen wir zeitig genug an Ort und Stelle. Gehen wir?“

Espérance ist ärgerlich auf ihn. Diese ewigen kleinen Commissionen bringen sie außer sich. In der That, könnte Gaetano je lächerlich erscheinen, so wäre es durch Balesca's kleine Commissionen. Er wird es nicht, weil er sie auf dieselbe einfache Art besorgt, wie er seiner Frau das Leben retten würde, aber das ist sein Glück, nicht Balesca's Verdienst. Sie thut ihr Möglichstes, um ihn zu einem Mittelthing von Chemann und Cicisbeo zu machen, welches sie gemüthsruhig bei Seite legt, so lange sie es in Sicherheit weiß, nach welchem sie aber mit größter Hast greift, wenn sie denkt, es könnte ihr streitig gemacht oder gar entwendet werden. In Espérance ist ihr die größte Gefahr aufgestoßen, die sie bisher gekannt, und noch nie hat Gaetano so viele kleine Commissionen bekommen. „Ich bin überzeugt, wenn er — uns das letzte Lebenswohl bieten will, so wird es heißen: lieber Gaetan, eine kleine Commission!“ großt Espérance innerlich, während sie mit Gaetano das Souverain zum Strande hinabgeht. „Diese neidische Frau! Kann sie ihn denn selbst auf Stunden nicht denen gönnen, die — die es besser mit ihm meinen, als sie?“

Sicherlich würde unser Fräulein Baronesse mit diesem Monolog auf der Bühne keinen Eindruck hervorgebracht haben, auch wenn er in Versen gewesen wäre, sie selbst aber wird durch ihn dermaßen gerührt, daß ihr die Thränen wie ein Schleier vor die Augen fallen. Sie wagt nicht, sie abzutrocknen; denn trotz der Dürsttheit des Gewölbes hätte Gaetano wahrnehmen können, daß sie geweint habe. So tritt sie mit noch feuchteren Augen hinaus in das Helle, wird gebelnd und strauchelt, als sie das Boot besteigen will. Antonio und Gaetano greifen gleichzeitig zu, sie weiß nicht genau, wer von Beiden sie hält, sie setzt sich geschwind, zupft ihr Schnupftuch aus der Tasche, verhüllt das Gesicht und schluchzt. Jetzt kann sie es, weil es auf Rechnung ihres Falschtretens kommt. „Poverina, sie hat sich erschrocken,“ sagt Antonio mitleidig, und blickt Gaetano, der neben ihr Platz nimmt, Theilnahme voraussetzend an. — „Die Luft wird ihr gut thun,“ antwortet Gaetano. „Fahrt langsam und mehr ins Freie — die Grotten sehen wir bei der Rückkehr.“

Die Sorrentiner rudern gut; die Barke wiegt sich wie nach einer Melodie. Espérance schluchzt leiser und leiser, endlich bedarf sie des Tuches nicht mehr und stopft es mit niederge schlagenen Augen in die Tasche zurück. Es will nicht recht hineingehen, oder Espérance ist ungeschickt; es währt lange, bis Tuch und Tasche wieder in Einvernehmen sind. Dann sieht Espérance sich um, entdeckt die Entfernung der Barke vom Ufer und trägt mit erkünsteltem Interesse auf italienisch: „Aber die Grotten?“ — „Wir werden sie bei der Rückkehr sehen — der Signor hat's gesagt,“ antwortet der zweite Barcarol.

Gaetano hat bisher Espérance mit einem Ausdruck betrachtet, der eine wunderliche Mischung von Leidenschaft und Verdrießlichkeit darbietet; jetzt fragt er kurz, fast rauh: „Geht's besser?“

„Ich danke, ja,“ entgegnet Espérance demüthig. Sie wagt nicht mehr, böse auf Gaetano zu sein; sie denkt nur daran, sich selbst zu entschuldigen. „Ich bin nicht immer so unbeholfen, im Gegentheil, man sagte mir immer, ich sei geschickt auf dem Wasser — es ist mir zum ersten Male dergleichen begegnet und da — — „Erschrecken Sie,“ vollendet Gaetano für sie. „Das war sehr natürlich — Sie konnten mit der größten Leichtigkeit ins Wasser fallen.“

„Ja, das glaub' ich,“ bekräftigt Espérance naiv. „Sie müssen es sich zur Lehre dienen lassen,“ fährt der Baron fort zu brummen. „Die Damen sind leicht überfischer, und dann ist das Unglück da, ehe man sich's versteht.“

Espérance wird es wohl, als Gaetano sie so schilt. Gerade wie einem Kinde, das unartig gewesen ist. Das ist auch voller Angst, so lange die Mama verhängnisvoll schweigt. Thut sie erst den Mund auf, und das Kind vernimmt die vertrauten Töne, da weiß es wieder, woran es ist: die Mama ist zornig, aber sie wird wieder gut werden, und auf die Thränen und die Vorwürfe werden die Küsse und die Liebeskosen folgen; es ist Alles, wie es sich gehört.



### Der See im Gebirge.

Sturm, welcher über das Gebirge jagt, vermag nur selten den Grund des Kessels zu erreichen.

Wo die Natur in der Zusammenstellung landschaftlicher Gegenstände, in der Entwicklung imponirender und ungewöhnlicher Formen und Erscheinungen sich gefällt, da findet auch der Geist gesteigerte Anregung; er erblickt die mannichfaltigsten Gestaltungen unter dem Reflexe desjenigen Gegenstandes, dessen Eigenthümlichkeit am meisten hervorsticht; das Zauberlicht der Romantik dämmert in die Landschaft hinein und bald belebt sich dieselbe mit Geschöpfen des unbegrenzten Reiches der Phantasie.

Daher sind auch die Gebirgsseen und ihre Umgebungen vorzugsweise die Heimath der Sage; hier sproßt sie empor aus der träuselnden Welle, aus dem durchhöhlten Ufergestein, aus dem unterirdischen Pflanzenwalde, aus der umflutheten Felswand, aus der finsternen Thalschlucht, aus der wolkenumhüllten Bergeszacke.

Wenn in klarer Sommernacht ein frischer Bergwind ins Thal herabströmt und der Vollmond Millionen Silberfunken auf die leicht bewegte Wasserfläche austreut, da wird dem Fremdling der See und die ganze Landschaft zum glänzenden Märchen und er lauscht gerne den Worten des Schiffers, welche ihm berichten, daß die zahllosen Funken Lichtchen seien, welche die Engel den im See Verunglückten anzuzünden lieben. — Wenn Jemand an einer gewissen Stelle des Sees aus Vermessenheit pfeift, so wiederhallt es gar schauerlich im Innern der Felsen, der See wird unruhig, der „Grundwind“ fährt aus der Tiefe hervor und der vorlaute Pfeifer darf sich glücklich preisen, wenn die Wellen ihn nicht purlos verschlingen. — In einem abfluthenden, schwarzen Hochwaldsee, heißt es, wird zur Spätherbstzeit, wenn die Klarheit des Wassers ihren höchsten Grad erreicht hat, ein verworrenes Ast- und Wurzelwerk von unheimlicher Form in der dunkeln Tiefe sichtbar, das sind die vielgliedrigen Fangarme des im Schlamm verborgenen „Leckerwurmes“, welcher fortwährend an dem unermesslich tiefen Seegrunde nagt, bis dieser durchwühlt ist, wo dann durch eine Ueberbrennung das ganze Thal vernichtet wird. — Das Vorhandensein der meisten größeren Wasserbeden bringt die Tradition mit verunkelten und verschwommenen Städten, Burgen und Dörfern in Verbindung, und es dürfte kaum einen Hochgebirgssee geben, welchem der Volksglaube nicht irgend eine fabelhafte Entstehung zuschreibt.

Eine der reizendsten Sagen knüpft sich an die drei kleinen Seen (Minich-, Grün- oder Mitter- und Kröllensee), welche hart an dem süd- und nordöstlichen Abstruz des hohen Schafbergs bei Fisch gelegen sind. Sie liegen, jeder gesondert, in einem vollkommen geschlossenen Kessel, haben weder sichtbaren Zu- noch Abfluß und jeder einen eigenthümlich malerischen Charakter. Besonders ausgezeichnet durch landschaftliche Schönheit ist der nach einem Gemälde von Fr. Simony hier wiederholte Mastler im Umfang haltender Spiegel hat nach Außen die Farbe des reinsten Smaragds; gegen die Mitte gewinnt das Grün mit zunehmender Tiefe des Wassers an Dunkelheit und Intensität. Kein Lüftchen trübt die klare Fläche. Uralte Lärchen und Tannen, zwischen Hauswerken kolossaler Steintrümmer emporstrebend, beschatten zur Rechten und Linken die Ufer. Im Hintergrunde schneidet sich eine senkrechte Felswand mit prachtvollen Linien in schwindelerregender Höhe vom Himmel ab, ein breites Schuttgehänge senkt sich von ihrem Fuße in den See. Kein lebendiger Laut stört die unendliche Ruhe, kein Lüftchen bewegt das flechtenumrankte Astwerk der Bäume; nur den höchsten Gipfel der Wand umkreisen einige Bergdohlen als kaum wahrnehmbare Pünktchen und ein zeitweise auf das ungeheure Schuttwerk niederprasselnder Stein mahnt daran, daß selbst diese ehernen Felsen der Bergänglichkeit gehören.

unter den wechselvollen Scenerien der Alpenwelt sind es vorzugsweise die Seen, welche das Auge des Wanderers fesseln und seine Phantasie beschäftigen. Einmal ist es der Gegensatz in den Formen des Flüssigen und Starren, welcher eigenthümlich auf die Seele wirkt, dann wieder die harmonische Verbindung beider zum abgeschlossenen Bilde, die den künstlerischen Sinn entzückt, endlich tritt noch der Reiz des Geheimnisses hinzu, das sich an die fabelhaften Tiefen der Seen knüpft.

Der größte Reichthum landschaftlicher Gestaltung ist an jenen Wasserbeden zu finden, welche den Thalmündungen der äußeren Hochgebirgsketten angehören. Sanft abgerundete Vorgebirge schließen sich da dicht an wild zerrissene Alpenmauern, allmählig verflachende Gelände wechseln mit senkrecht abtürzenden Felsufeln, Schlösser und Kirchen thronen auf herabspringenden Landzungen oder Inseln, malerische Ortschaften und Städte lehnen an cultivirten Thalgehängen, steigen amphitheatralisch an Bergterrassen auf, wüste Schutthalden, blumige Matten und dichte Waldbeden ziehen über die Fußgestelle der Alpen zum Seerande herab. Anmuth und Großartigkeit, Lieblichkeit und Wildheit sind hier in einem Gemälde vereinigt.

Zu dem Formen- und Farbenreichthum dieser Seelandschaften bringt das bunte Spiel von Sonne, Wolken und Wetter viel größere Effecte hervor, als anderwärts. Tiefste Ruhe und höchste Aufregung der Natur vermögen ihren vollsten Ausdruck nur in dem leicht beweglichen Elemente des Wassers zu finden. Welch ein Unterschied zwischen dem Wilde, wo ein wolkenloser, tiefblauer Himmel das Thal überwölbt, die untergehende Sonne die Zinnen der Alpen mit flammendem Purpur übergießt, während schon nächtliche Schatten deren Fuß verhüllen und wo diese ganze Abendpracht der Landschaft sich in der regungslosen Fläche des Sees abspiegelt — und jenem Wilde, wo der urplötzlich durch irgend eine Thalöffnung hereinbrausende Sturm an die Berge finstere Wolkenmassen wirft, Alles in Wetternacht verhüllt und den kurz vorher noch klaren Seespiegel zu schäumenden Wogen aufwühlt!

Ganz anders ist die Natur jener kleineren Seen, welche bereits, der eigentlichen Alpenregion angehörend, in die oberen Stufen hochgelegener Nebenthäler oder in abgeschlossene Kessel des Gebirgsrückens gebettet sind. Die vermittelnde Form des sanften Gehänges, welche bei den großen Thalseen den Contrast zwischen steilen und wagerechten Linien ausgleicht und der Landschaft das Gepräge der Wohlthätigkeit verleiht, fehlt entweder ganz oder tritt doch nur mehr untergeordnet auf. Flüssiges und Starres scheinen hier bestimmt zu sein, die Extreme landschaftlicher Gestaltung zu repräsentiren. Schroffe Berggehänge und Wände bilden vorherrschend die Umrandung des Sees, nur hier und da läßt ein schmaler Schutt- oder Wiesenstreif Raum für einen eben fortlaufenden Pfad. Kein Zeichen der Cultur deutet auf bleibende Stätten des Menschen, höchstens eine Herde Künder oder Ziegen und eine oder die andere Alpenhütte bringen Leben in die Abgeschiedenheit. Dermooste Steinblöcke, wirres Krummholzgestrüppe, halb ins Wasser verankerte Baumstämme, da und dort eine durchsichtige Gruppe knorriger Fichten, Lärchen oder Firnen bilden den Vorgrund der eng begrenzten Landschaft. Gleich dem Fels, der sich in die ungemessene Tiefe des Sees hinabstreckt, ist dieser ein Bild der ewigen Ruhe, denn selbst der gewaltigste

Espérance erwartet nun freilich von Seiten Gaetano's nicht dergleichen väterliche Tröstungen, aber sie fühlt sich doch nicht länger, wie soeben noch, an dem einen Ende der Welt, während Gaetano am andern steht. Er hat sie „geschumpfen“ — der südtirolische Ausdruck aus der Kinderzeit fällt ihr unwillkürlich ein — indem er sich dieses Rechtes über sie anmaßt, betrachtet er sie doch gewissermaßen als ihm gehörig, und was will sie denn anders sein, als seine Sache? Genug, sie fühlt sich ihm wieder nicht bloß dem Anschein nach, sondern in Wirklichkeit nahe, und da bei ihr der Uebergang von der Verzweiflung zur Schelmerei noch immer ein Augenblicklicher ist, so sagt sie: „In diesem besondern Falle wären zwei Barcaroli da gewesen; der eine oder der andere hätte mich doch wohl aus dem Wasser geholt.“

„Nun, im äußersten Nothfall hätt' ich das auch selbst besorgt,“ spricht Gaetano, wider Willen mit halbem Lächeln; „indessen nah wären Sie doch immer geworden.“

„Ich hätte mich umkleiden müssen,“ gibt Espérance zu.

„Wir würden die Brigantine versäumt haben.“

„Und was hätte der Doctor gesagt!“

„Und Fräulein Gaffer!“

„Petronella? Hm!“ meint Espérance.

„Nun, ist Fräulein Petronella — ein verwünschter Name — immer als bisse man auf ein recht hartes Pfefferkorn —“

Schweigen der Sammlung, „schon ein überflüssiges Kind gekannt?“

Gaetano bestimt sich und verneint.

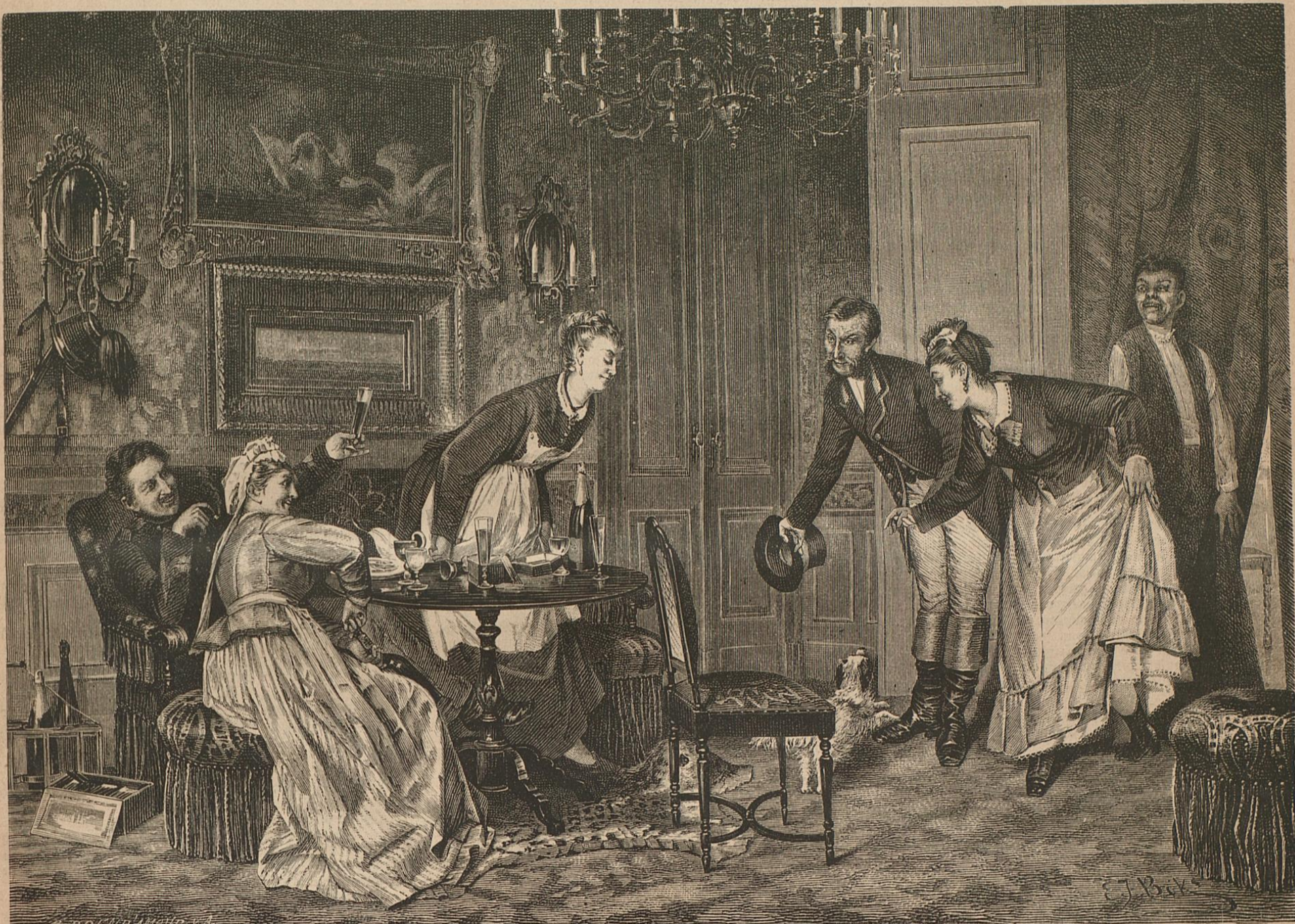
„Gott sei Dank, da sind sie also selten,“ sagt Espérance mit Aufrichtigkeit. „Eigentlich kommt' ich mir's denken — es ist etwas so erbärmlich Unnatürliches. Ich kenn' auch noch keines, ich meine, keines mit einer Mutter. Aber ich bin eines. So lange ich lebe, bin ich noch nie, nicht eine Viertelstunde, nicht eine Minute, irgend einem menschlichen Wesen wirklich nöthig gewesen. Es haben mich Manche gern gehabt, es sind Viele gut gegen mich gewesen, besser, als ich verdient habe, denn ich war früher sehr übermützig und sehr unerkennlich, aber das eine Glück, die Nothdurft und Nahrung des Herzens, das bin ich noch Niemand gewesen. Meine Brüder brauchen mich nicht, und meine Mutter braucht mich erst recht nicht. Wissen Sie, wozu sie mich brauchen wollte? Zum Verschachern an einen reichen Mann, welcher den Familienverhältnissen wieder aufhelfen sollte. Und wissen Sie, daß ich, müde meines einsamen Glends, verzweifelt an mir selbst und an allem Guten in mir, auf dem Punkte war, mich verschachern zu lassen und nur gerettet wurde, weil man mich nicht preiswürdig fand? Sehen Sie, diese Erniedrigung hab' ich erfahren, und da ich sie nicht noch ein Mal erfahren wollte, darum hab' ich ein fremdes Haus dem meiner Mutter vor-

geben. Das Gefühl für Gaetano konnte Espérance erst recht nicht an das für Paul Hammer mahnen; es war so ganz und gar nicht mit diesem zu vergleichen. Verschiedene Menschen floßen verschiedene Liebe ein.

Gaetano kann nicht anders, als den eifersüchtigen Groll, mit dem er sich seit gestern getragen und heute die arme Espérance gequält hat, ein für alle Mal fahren lassen. Die Ehrlichkeit sieht Espérance aus den Augen, und in jedem Tone ihrer Stimme ist die volle Wahrheit. Der österreichische Hauptmann existirt für sie nicht länger, ob er auch noch so unwiderleglich im „Schematismus“ stehen möge. Halb neckend, halb beschämt sagt Gaetano, der seine Unliebendigkeit von vorher gut zu machen hat: „Ist das aber eine Fertigkeit im Vergessen!“

„Es kommt darauf an, wer vergessen wird,“ sagt Espérance ernsthaft. „Wenn Sie den Herrn Hauptmann Hammer kennen, so würden Sie mir gewiß keinen Vorwurf daraus machen, daß ich ihn zu vergessen suchte.“

„Ich mache Ihnen wahrhaftig keinen Vorwurf daraus, Baronesse,“ antwortet Gaetano mit seinem leisen, wohlklingenden Lachen; „im Gegentheil, es ist mir unaußsprechlich gewesen, mir den Mann als Inhaber Ihres Herzens, folglich auch Ihrer Gedanken vorstellen zu sollen. Nur — verzeihen Sie, wenn ich impertinent neugierig erscheine — es ist wirklich



Wenn die Herrschaft auf Reisen. Originalzeichnung von J. Voss.

Espérance lacht. „Sie lachen, aber ich mein' es ernsthaft: das kleine Fräulein verursacht mir absolutes Nervenunbehagen. Wie haben Sie — Verzeihung! — sich gerade eine solche intime Freundin wählen können?“

„Ich habe sie nicht gewählt, sondern gefunden.“

„Dergleichen nimmt man nicht, wenn man das Unglück hat, es zu finden.“

„Sie vergessen, daß Petronella die Nichte, gleichsam die Tochter des Hauses ist, welches mich aufgenommen hat. Da bleibt keine Wahl.“

„Warum bedurfte Sie eines Hauses, welches Sie aufnahm? Wenn man eine Mutter hat, so sollte ein junges Mädchen kein anderes Haus kennen, als das ihrige.“

Espérance sieht den aufgeregten Mann an ihrer Seite forschend an. „Hat Petronella Ihnen gesagt, warum ich das Haus meiner Mutter verlassen habe?“

„Wir nicht. Meiner Frau.“

„Und die Frau Baronin hat es Ihnen gestern wieder erzählt?“

„Ja.“

Für jeden Menschen, der überhaupt eine innerliche Geschichte hat, kommt ein Mal im Leben ein Augenblick, wo er, sei es einem Einzelnen, sei es einer Mehrheit gegenüber Rechenschaft über sich selbst ablegt. Es ist das die Reichte seines Wesens. Für Espérance hat diese Stunde jetzt geschlagen.

„Haben Sie, Herr Baron,“ fragt sie nach einem kurzen

gezogen. Man braucht mich bei den Gassers auch nicht, aber ich bin ihnen doch nicht im Wege, ich bezahle meinen bescheidenen Platz, und was sie mir an oberflächlichem Wohlwollen zukommen lassen, das such' ich zu vergelten, indem ich mich ihnen so viel wie möglich nützlich mache. Wie gesagt, ich bin hier so gut überflüssig, wie überall, aber ich brauche nicht zu fürchten, daß ich je als Handelsartikel betrachtet werde. Und nun, bitte, was hat Petronella gestern von mir gesagt? Was Sie eben jetzt von mir gehört haben, das konnte sie Ihnen nicht sagen, denn sie weiß es nicht. Sie ist nie im eigentlichen Sinne meine Vertraute gewesen. Also bitte, was hat sie — erzählt?“

Gaetano, der während Espérancens Rechtfertigung regungslos vor sich hin gesehen hat, thut jetzt einen scharfen, vorwurfsvollen Blick in ihr erregtes Gesicht und sagt: „Sie haben einen Namen vergessen.“

„Welchen?“ fragt Espérance erstaunt. „Wissen Sie wirklich nicht mehr, wen Sie geliebt haben?“ erwidert Gaetano. — „Es ist ja wahr!“ sagt sie, als Paul Hammer ihr plötzlich einfällt. „An den hab' ich in Sorrento noch mit keiner Silbe gedacht.“

Sie hat es auch nicht gethan. Die Jahre, welche sie an den Irrthum ihrer Jugend verloren hat, sind in ihrer Erinnerung immer blässer und undeutlicher geworden, und wenn nicht ein bestimmtes Licht auf den Namen Paul Hammer's fällt, so verschwindet auch er in dieser Dämmerung. Nun ist in Sorrento Veranlassung zu solchen Erleuchtungen nicht gewesen; keine Analogie mit früheren Zuständen hat sich er-

rein aus Verehrung für Sie, daß ich Ihr Bild ganz klar vor mir haben möchte — völlig gefabelt kann doch Fräulein Gaffer die Geschichte nicht haben? Etwas muß doch daran sein?“

„Zuerst muß ich nur wissen, was meine liebe Freundin erzählt hat,“ sagte Espérance ungeduldig.

Gaetano antwortet mit der Kürze einer telegraphischen Depesche: „Glühende Leidenschaft von Ihrer Seite, gemäßigte von seiner, Abneigung Ihrer Mutter gegen Cautionszahlen, Zurücktreten von ihm, Verzweiflung von Ihnen, Zornwuth mit Ihrer Mutter, Verlassen des mütterlichen Hauses — da haben Sie's.“

„Dafür, daß ich ihr nie Mittheilungen darüber machte, hat sie es sich recht gut zusammenbuchstabirt,“ sagt Espérance kaltblütig. Gaetano zuckt mit den Augenwimpern. Espérance fährt unbeirrt fort: „aber gestrichen muß werden. Die glühende Leidenschaft zuerst. Das überflüssige Kind wollte auch ein Mal Hauptperson sein und attachirte sich an den Ersten, der feinsten Fenstersparade machte. Ich kannte von Männern nur meine Brüder, einige Priester, viel Doctoren und als Masse Tiroler Bauern — wie hätte ich wäherlich sein sollen? Das von der mäßigen Zuneigung des Hauptmanns ist richtig. Es ist möglich, daß er im Anfange, was man so nennt, verliebt in mich gewesen ist, aber den Kopf hat er nicht verloren; hauptsächlich wollt' er mich heirathen, und noch mehr als mich die Baronesse und, versteht sich, die Caution. Daß die fehlte, das ist auch wieder richtig — an Geld hat es bei uns immer gefehlt; ich bin die einzige Person von der Familie, die zusammenhält, was sie hat. Zurückgetreten aber ist darum der

Hauptmann Hammer doch nicht, dazu war er zu ehrenhaft, nur — machte er es mir leicht, zurückzutreten. Warum ich mich von meiner Familie auf immer trennte, sagte ich Ihnen schon vorhin; der Hauptmann hat damit nicht das Mindeste zu thun gehabt. Das ist meine ganze Geschichte — Sie sehen, sie ist sehr wenig interessant, kaum ein Roman, allenfalls der alberne eines unaußgebildeten Kindes. Wenn er mir bei Ihnen Eintrag thut, so muß ich es mir gefallen lassen."

"Es freut mich so, daß er bis zu diesem Grade unbedeutend ist, ich kann es Ihnen gar nicht sagen," spricht Gaetano. "Zu wissen, daß Ihr Herz alle seine schönsten Blüten noch zu treiben hat, stimmt zu Ihrem frühlinghaften Bilde; dagegen Sie versengt von Leidenschaft für den guten Hauptmann und noch jetzt ihm nachschmachtend — das war, wie ich schon sagte, eine widerliche Vorstellung, welche mir die ganze Laune verdarb. Deshalb ließ ich mich gestern Abend nicht sehen und war heute so unerträglich. Wollen Sie Gnade für Recht üben und mich absolviren?"

Espérance lächelt ihm glücklich zu. Beide sind miteinander im besten Einverständnis und höchst zufrieden mit sich selbst. Gaetano glaubt keine Liebeserklärung gemacht zu haben; Espérance weiß nicht, daß sie eine angehört hat. Die göttliche Dummheit der Liebe umnebelt Beider Begriffsvermögen.

So gut wie die moralischen Wahrnehmungen würden ihnen auch die äußerlichen entgehen, wenn Antonio sie nicht aufmerksam machte, daß sie gerade zum rechten Augenblicke kommen, um die Brigantine vom Ufer herabschießen zu sehen. Sie läuft mit Grazie, wie eine echte Tochter der See, zu ihrer Mutter und wiegt sich auf dem Wasser, ihrem heimischen Element. Die Wege, die sich von der Marine zu dem Meere von Gärten, welches Pian von Sorrento heißt, an den Bergseiten emporwinden, sind mit dichten Zuschauerreihen eingefaßt. Aus allen Richtungen schwärmen Boote herbei und schließen sich als Gefolge dem jungen Schiffe an, bis es in der Nacht, über welcher Meta schimmert und der Scutolo seine Prachtabsätze entrollt, den Anker fallen läßt, und über dem ganzen lebendigen Küstenbilde leuchtet wolkenlos der Glanz des Augusthimmels.

"O wer doch immerfort so fahren könnte!" seufzt Espérance, auf deren Brust das Glück wie eine betäubende Duftwolke drückt.

"Wir müssen doch zurück," sagt Gaetano melancholisch zärtlich; "zurück in die Ketten und Bande des Alltäglichen."

"Zuerst noch in die Grotten," erinnert Espérance ängstlich. Es liegt ihr im Grunde herzlich wenig an den Grotten, aber sie bleibt doch noch etwas länger mit Gaetano zusammen.

"Nach den Grotten," befiehlt Gaetano den Rudern. "In die Grotten der Sirenen," sagt er deutsch zu Espérance.

"Sollen sie wirklich hier gewesen sein?" fragt sie.

"Die Schiffer sagen's — Sorrento soll nach ihnen heißen," antwortet Gaetano, der auf keinerlei Art besondern Wissens Anspruch macht.

"Ich möchte, sie säßen jetzt!" sagt Espérance mit einem träumerischen Ausblick zu ihm.

"Ja, man könnte dabei bequem untergehen," stimmt er ihrem Wunsche bei.

Obgleich sie drei von den Grotten besuchen, die della Campana, die von San Antonio und die "Kleine blaue Grotte", die es in Nachahmung ihrer berühmten Schwester auf Capri wenigstens zu einem blaugrünligen Schein bringt, so wäre Espérance doch in großer Verlegenheit, wenn man sie auffordern wollte, die Sorrentiner Grotten zu beschreiben. Sie hat sie so gut wie nicht gesehen, trotz allen Ciccone-Bemühungen Antonio's. Aber wenn später von ihnen gesprochen werden sollte, da wird eine Erinnerungssehnsucht in ihren blauen Augen aufdammen und sie wird leise und mit vollkommener Ueberzeugung sagen: "O die Grotten unter Sorrento sind wunderschön!"

### Zehntes Kapitel.

#### Und doch.

Der Abend dieses Tages bringt Balesca nach Rispoli. Gaetano hat sie vergebens zurückzuhalten gesucht; sie wollte hin, und er mußte mit. Sie kommt anscheinend, um sich zu erkundigen, wie das neue Schauspiel, den Herrschaften, gefallen, in Wahrheit aber, um sich noch ein Mal an Espérance zu versuchen, die sie, und leider mit Recht, noch etwas mehr haßt, als vorgestern. Der Baron hat, wie es sich von selbst versteht, ihr aus keiner Thatsache ein Geheimniß gemacht; er hat ihr von dem verabredeten Besuch der Grotten erzählt; er hat ihr auch mitgetheilt, daß er während der Fahrt Fräulein von Wengersky befragt und von ihr eine Version ihrer Geschichte vernommen hat, die wesentlich von der abgewichen, mit welcher Petronella die Baronin unterhalten habe. "Das ist ja sehr gut für die junge Dame," hat Balesca in ihrem Zuhausebedeutung gesagt, welches nicht gebrochen, sondern vollkommen geläufig klingt. "Ja, es ist auch gut," hat Gaetano gesagt; "eine solche Zimmertellkenliebe würde das Mädchen ganz verdorben haben." Darauf hat Balesca bemerkt: "Es fragt sich allerdings noch, welche von den beiden jungen Damen die Geschichte richtiger erzählt," und Gaetano hat geantwortet: "Ich würde entschieden Fräulein von Wengersky für glaubwürdiger halten." In dieser einigen Stimmung kommt das Ehepaar nach Rispoli.

Balesca's Besuch wird dieses Mal mit weniger Ehren aufgenommen, als der erste. Man stürzt nicht in den Salon hinauf, man bleibt auf der Terrasse, wo es so viel angenehmer ist. Balesca muß mit einem Stuhl fürlieb nehmen und es sich gefallen lassen, daß Herr und Frau Claudius ihr vorgestellt werden.

Sie sind eben erst von Capri zurückgekehrt, wo sie gezwungener Weise übernachtet mußten. Frau Claudius hat das Meer gestern verhängnißvoll gefunden, obwohl es nur ganz wenig bewegt gewesen ist. Der Doctor triumphiert über seine Weisheit, Petronella jubiliert über das Mißgeschick der Hamburgerin. Dem Doctor gibt Frau Claudius lachend Recht, aber Petronella wird von ihr verdienter Maßen scharf abgefertigt. Die kleine Person dreht die Nase in die Luft, sieht Frau Claudius über die Achsel an und verfügt sich mit ehrerbietiger Vertraulichkeit zur "Frau Baronin". Dort findet sie jedoch einen schlechten, d. h. gar keinen Empfang. Balesca

steht so steif und unnahbar auf ihrem Stuhle, als hätte sie durchaus nicht am Tage vorher Petronella auf das Sopha neben sich genöthigt und sie auf das Herablassendste über Espérance befragt. Was soll sie mit der "dummen Tirolerin", da deren Klatschereien bei Gaetano Nichts gefruchtet haben? Wenigstens nicht nachhaltig. Gestern war er freilich total verstimmt gegen die "lange Person," aber heute ist er dafür verblendet, als je. Und sie — wie anmaßend, wie herausfordernd blickt sie Balesca heute an! Als wäre sie des Sieges ganz sicher. Nein, so lange sie noch hier ist, kann Balesca ihr Nichts mehr anhaben, das ist gewiß. Aber sie reißt ja, Gott sei Dank, in drei oder vier Tagen ab. Dann wird Gaetano hoffentlich von selbst zur Besinnung kommen. Ja, Balesca will ihr nicht mehr die Ehre antun, sich um sie zu kümmern. Um die Gassers auch nicht. Dies soll Balesca's letzter Besuch sein. Sie steht plötzlich auf, entschuldigt sich wegen der Nachtlust auf der Terrasse — sie ist nicht gewöhnt, so spät noch draußen zu sitzen — immer nur im Salon — und sie wünscht glückliche Reise, hat sich sehr gefreut, empfiehlt sich, sagt: "lieber Gaetano!" und schreitet, auf seinen Arm gelehnt, würdevoll von dannen. Sie ist zuletzt doch wieder austere geworden.

Nun folgen zwei Tage, zwei verwirrende, unvergleichliche, gefährliche Tage, welche Gaetano und Espérance unter den Del- und Drangenbäumen von Rispoli genießen, verleben, verträumen, genug, zubringen, wie man Tage zubringt, wo man Liebe bis zu den Lippen hat, aber noch nicht aussprechen kann, darf oder will. Gaetano will nicht sprechen und bildet sich ein, er werde zu schweigen vermögen bis zuletzt. Espérance nimmt sich gar nichts vor. Sie kämpft weder gegen sich, noch gegen Gaetano. Sie ist unter dem Banne des Zaubers. Wenn Gaetano sie bei der Hand nähme und sagte: ich will fort und Sie müssen mit mir — sie würde sich vielleicht etwas wundern, sie würde höchst wahrscheinlich um Zeit bitten, ihre Kleider einzupacken, aber sie würde sich schwerlich weigern, ihm zu folgen. Solche Bethörung ist in der Gegenwart selten, und es ist gut.

Zwei Menschen können kaum bis zu einem solchen Grade von Leidenschaft gelangen, ohne von Anderen errathen zu werden. Selbst die stummen Griechen wissen, was es zwischen dem schönen Mädchen und dem ältlichen Manne gibt, wie sie den Baron ohne Rücksicht auf seine letzten jugendlichen Ansprüche nennen, vielleicht weil ein wenig männliche Eifersucht sich einmischt. Herr Claudius vermeidet auf das Bänglichste, den Irrweg zu kreuzen, welcher die Beiden tiefer und tiefer in das Labyrinth führt. Auch seine Frau, die nicht übel Lust verspürt, ein Bißchen Kobold zu spielen, hält er durch ein ernstliches Gebot zurück. "Es ist nicht unsere Sache," sagt er. "Ich möchte nur wissen, was seine Frau dazu meint," ruft die Hamburgerin lachend. — "Wahrscheinlich ist sie Deiner Ansicht, daß es höchst drollig wäre, auf ihren Mann eifersüchtig zu sein."

"Es ist nicht unsere Sache," gibt sogar Doctor Gasser seiner Nichte zur Antwort, als sie ihn fragt: "nun, Dinkel, was sagst Du denn zu der Aufführung unsers lieben Hundemoids?"

"Mir steht kein Recht auf sie zu," sagt der vorsichtige Mann. "Sähe ich sie im Begriff, ihre Gesundheit zu ruiniren, so dürfte ich als ihr Arzt Einspruch thun, aber was ihre Herzensangelegenheiten betrifft, die gehören unter die Gerichtsbarkeit ihres Beichtvaters, wohlverstanden, so lange kein Skandal dadurch entsteht." — "Kein Skandal — ich dachte!" ruft Petronella entrüstet aus. — "Bis jetzt ist noch keiner entstanden und wird auch keiner entstehen," fällt die Doctorin ungeduldig ein. "Was macht ihr für Aufhebens von einer kleinen Liebchaft, die alle Tage vorkommt! Wir fahren morgen ab und die ganze Geschichte hat ein Ende. Fangt nur nicht erst an zu reden und bläst's Feuer nicht an, welches ganz von selber ausgehen wird, wenn man's in Ruhe läßt." — "Die Tante hat Recht," sagt der Doctor sehr erleichtert; "fang' Du nicht erst noch an zu reden. Morgen Abend sind wir in Caserta, und übermorgen schlafen wir in Rom — da ist Fräulein Espe in Sicherheit. Nachkommen wird uns der Baron nicht. Aber jetzt wünscht ich, er käme, um mir mit der Rechnung zu helfen. Der Herr Secretair scheint geneigt, unangenehm werden zu wollen."

Signor Luigi, Secretair und Factotum von Rispoli, scheint nicht bloß geneigt, unangenehm werden zu wollen, er ist es bereits geworden, nur daß Doctor Gasser, Dank seiner Unwissenheit im Italienischen, es nicht so recht verstanden hat. Gaetano versteht, als er gekommen und vom Doctor zum Beistand zugezogen worden ist, natürlich jede versteckte Unverschämtheit des Herrn Luigi auf das Vollständigste, will sie aber nicht verstehen. Signor Luigi hat alle Freiheit, seinen tirolischen Gästen zu grollen, weil sie mit der Befestigung nie zufrieden gewesen sind; aber die Freiheit, diesem Groll ungezogene Worte zu leihen, hat Signor Luigi nicht. Das macht der Baron ihm begreiflich, und Signor Luigi begreift es.

Während die Verhandlung mit dem Herrn Secretair zu Ende geht, tritt von der Straße aus Espérance in den Garten. Sie scheint ermattet und niedergeschlagen. Der Doctor und Gaetano entlassen den würdigen Luigi, gehen der jungen Dame entgegen und kehren mit ihr um.

"Ist Ihr Besuch glücklich abgelaufen?" fragt der Doctor.

"Ja," entgegnet Espérance leise. "Herr Martin ausgenommen, waren alle da, und Alle lassen grüßen, Madame Martin, Polly und selbst Fred. Wenn ich wieder einmal nach Neapel komme, soll ich bei ihnen wohnen."

"Das dürfte wol nicht so bald sein," meint der Doctor.

"Wohl nie wieder," bestätigt Espérance.

Gaetano erhebt keinen Einspruch gegen diese hoffnungslose Auffassung einer Rückkehrmöglichkeit, er bemerkt nur:

"Es ist Ihnen schwer geworden?"

"Mir hat's um's Hundel leid gethan, um den kleinen Brownie," versetzt Espérance mit Schluchzen in der Stimme.

"Das Thierchen winselte so kläglich — es wußte, daß ich Abschied nähme."

"Es wissen's noch andere Creaturen, als der Hund," murmelt Gaetano zwischen den Lippen, so daß Espérance allein ihn verstehen kann. Dann sagt er zum Doctor:

"Empfehlen Sie mich einstweilen Ihren Damen — gegen Abend komm' ich noch ein Mal." Er gibt Espérance seine kalte, feuchte Hand und entfernt sich rasch. Ihm ist's, als sollte ihm der Kopf springen, oder das Herz, oder auch Beides.

Die Doctorin und Petronella kommen zum letzten Male

aus ihrem Badhäuschen herauf. "Weißt Du, Anderl," sagt die Doctorin zu ihrem Manne, der sie an der Stiege zum kleinen Hause erwartet, "daß es mir nicht leicht wird, von hier abzureisen?" — "Geht es mir doch beinahe auch so," erwidert der Doctor, "obgleich es mir hier unmöglich gewesen ist, auch nur das kleinste Gedicht zu machen." — "Nein," ruft Petronella gellend, "mir ist Sorrento unendlich. Nichts als Delbäume und Drangenbäume, immer dasselbe, kein Bißchen Unterhaltung, keine Musik, keine Fremden — ich kann den Augenblick nicht erwarten, wo ich Sorrento mit dem Rücken ansehe. Vergleichen ist für Espe — nicht wahr, Espe? Na, wo steckt sie denn, Espe?"

Espe ist verschwunden. So viel wie möglich sucht sie jetzt Petronella's Nähe zu entgehen. Es hat zwischen beiden Mädchen keinerlei Erklärung stattgefunden; Espérance weicht ihr aus, und Petronella wünscht sie nicht; aber ein solches Schweigen ist zwischen Zweien in einer gemeinschaftlichen Wohnung höchst unbehaglich, und darum sieht man beide Mädchen nur noch äußerst selten zusammen in ihren reizenden Zimmern. Auch jetzt überläßt Espérance den Salon Petronella, und zieht es vor, sich auf ihrer Terrasse auszuruhen, wie sie die mit dem weiß und blauen Ziegeln wol nennt. Da sitzt sie, wie am Morgen ihrer Ankunft, dem Vesuv gegenüber und fragt sich: ob es möglich sein kann, daß es erst elf Tage her ist, seit sie das Bild vor ihr zum ersten Male gesehen. Damals war Alles wie ein Wunder und eine Offenbarung, jetzt ist ihr Alles so heimlich vertraut, als hätte sie es seit Jahren gekannt. Das macht, hier hat ihr eigentliches Leben angefangen, mit seiner Seligkeit, die vorüber ist, mit seinem Schmerz, der beginnen wird, wenn Gaetano ihr Fahrwohl geboten hat. Espérance ist endlich zum Bewußtsein erwacht und weiß ihr Schicksal.

Am Nachmittag hat sie hastig gepackt und sich dann wieder auf den Platz geschlüchtet, wo sie gewiß sein kann, nicht gestört zu werden, da Niemand von der Familie je in diesen Theil des Gartens kommt, die Hamburger sich stets in der Nähe des großen Hauses aufhalten, Doctor und Doctorin einige Einkäufe zum Mitbringen machen und Petronella ihrerseits einpackt. Es ist um die Mitte des Tages so heiß gewesen, daß ein Gewitter unvermeidlich erschien, und es kommt auch gegen Abend, doch nicht nach Sorrento, — von Castellamare zieht es dicht und weiß dem Vesuv zu.

Noch nie hat Espérance so in voller Sicherheit ein Gewitterdrama betrachten dürfen und was für eines! Der Bühnen, auf welcher die Naturgeister es veranstalten, so übereinstimmend würdig! Auch hat sie wirklich darüber einige Augenblicke lang ihr gespanntes Hören auf Gaetano's Schritt ver-gessen, und fährt, als der Baron, neben sie hingetreten, ihr guten Abend bietet, mit einem leichten Schrei zusammen.

"Hab' ich Sie erschreckt?" fragt er. "Sie wußten doch, daß ich kommen würde?"

"Ja, ich wußt es," antwortet sie, und in dem Blick, den sie auf ihn richtet, liegt ein unermessliches Vertrauen in ihn und sein leichtestes Wort. "Ich hatte Sie nur gerade jetzt nicht gehört."

"An was dachten Sie?" fragt er halb gedankenlos.

"An Nichts," antwortet Espérance. "Ich sah nur zu."

"Ich habe an etwas gedacht, während ich herging," sagt Gaetano mit beklommener Stimme.

Espérance fragt nicht ihrerseits: an was? Er muß es ihr von freien Stücken sagen.

"Ich dachte, daß es zum letzten Male wäre."

Espérance verschränkt nervös ihre Finger, die auf der Balustrade ruhen. "Ja," sagt sie ganz leise, "morgen seh' ich Sorrento nicht mehr."

"Und ich Sie nicht mehr," fügt er hinzu. Für Beide ist es selbstverständlich, daß er Rispoli nicht mehr betreten wird, wenn sie nicht länger da ist.

Wie Beide schwer athmen! Das Scheiden, ihr gemeinsames Schicksal, kommt so deutlich näher.

"Baronesse," fragt Gaetano plötzlich, "wie würden Sie den Menschen nennen, welcher einen vergifteten Trank trinkt, weil er Durst hat?" Als sie schweigt, jetzt er klagend hinzu:

"Mich dürstete so unäglich danach, wieder einmal Glück zu kosten!"

"Bitte!" sagt das arme Mädchen und wendet sich halb von ihm.

"Wenden Sie sich nicht ab von mir," bittet er seinerseits. "Ich bin beklagenswerth schwach; ich schwor mir, zu schweigen, und ich hab' es Ihnen doch gesagt. Aber verzeihen Sie mir, und sehen Sie mich wieder an — ich habe Sie nicht lange mehr zu sehen."

Espérance weint.

"Sie beklagten sich, daß Sie nie einem Menschen Alles gewesen wären," fährt Gaetano fort. "Nun, mir sind Sie Alles gewesen, alles Schöne, alles Süße, alles Heilige. Mein Glück können Sie nicht werden, denn Sie sollen weder meine Sünde, noch mein Wortbruch sein, aber die letzte, schönste Blume meines Lebens, der letzte Stern an meinem Horizont, der Abendstern —"

Er kann nicht weiter sprechen; auch seine Stimme erlöschet in Thränen. Aber Espérance hat sich plötzlich gefaßt und aufgerichtet.

"Danke!" sagt sie und blickt ihn voll und groß an, in den Augen und auf der Stirn das Lodern ihrer Liebe.

"Was auch komme, wie es auch werde — machen Sie sich keinen Vorwurf. Kann sein, ich halt' es nicht aus, ohne Sie zu sehen, aber das schadet Nichts. Sterb' ich, so hab' ich doch gelebt. Nicht viel — zehn Tage nur, aber zehn Tage Liebe sind mehr, als achtzig liebevolle Jahre. Sie haben mich geliebt, das weiß ich. Möglich, daß Sie mich wieder vergessen, aber in Ihrem Herzen bin ich gewesen, und das ist für die arme überflüssige Espérance genug für alle Zeit und Ewigkeit!"

Sie schweigt, athemlos. Gaetano sagt Nichts, als: "Sie vergessen?"

"Wohl," sagt sie durch Thränen lächelnd, "dann behalten Sie Ihre Espérance lieb und fahren Sie fort, Ihre Pflicht zu thun."

"Ja, das ist das Einzige, was mir bleibt," spricht er langsam. "Von Ihnen hören werd' ich wol Nichts mehr?"

"Sterb' ich, sollen Sie es erfahren," antwortet sie.

"Hören Sie Nichts von mir, dann leb' ich und liebe Sie wie heute. Und jetzt —"

"Jetzt soll ich gehen?" vollendet er. "Ja, es wird Zeit."

Lange hält man dergleichen nicht aus. Um ein Erinnerungsz... Zeichen darf ich Sie nicht bitten, und ich brauche auch keines; es wird ja lauter Erinnerung sein. Aber die Hand könnten Sie mir noch ein Mal geben."

Sie gibt ihm beide Hände. Er küßt eine nach der andern. Die Sehnsucht nach einem Kuß von den Lippen der Geliebten packt ihn mit Gewalt. Doch er widersteht. "Gott mit Ihnen, meine Espérance," spricht er feierlich, ihre Hände noch in den seinen. "Denken Sie daran: Sie haben sich mir gelobt!"

Wenn die Herrschaft auf Reisen.

Gestern um dieselbe Zeit standen die Koffer gepackt und rollten die Equipagen vor, um die grafliche Herrschaft vom Schloß nach dem Bahnhof der benachbarten Kreisstadt zu bringen. Von hier ist dann mit dem Schnellzug die Reise nach dem Kaltbad Rigi fortgesetzt worden, und heute morgen bereits erhielten die von der Dienerschaft Zurückgebliebenen aus Frankfurt am Main eine Depesche der Kammerjungfer, man möge eilends eine verjessene Kettische nachsenden. Schon also in Frankfurt! Man ist also sicher vor allzulanger Rückkehr. So ist heute denn bestimmt die Kage — sans comparaison übrigens! — nicht zu Hause und es haben die Mäuse frei tanzen!

Der Ausseger, Wegereiner, Stiefelbeger, kurz der dumme Bursche, der vor Kurzem erst aus des Bauern Stall ins Schloß gekommen und nun vorerst das Factotum, der Vitzabreiter, der Sklave der übrigen „weißen Sklaven“ im Herrenhof wird, hat in der Mittagshitze das Verjessene nach der Station weit entfernter Station getragen und zugleich Befehl erhalten, den Herrn Leibjäger und das Fräulein Schaffnerin, „Collegen“ vom benachbarten Schloß, dessen Besitz nebst Familie im Seeabte wohnt, zu einer vergnügten Abendstunde im Speisesalon der „Gnädigen“, die dann wol schon die Schweizer Grenze passiert hat, zu „invitieren“!

Und beide hochadelige Häuser stellen ihre gar glänzenden Repräsentanten zu dieser Soirée eigener Art. Die Gastgeber sind Wirthschafterin, Jäger und Stubenmädchen der gräflichen Familie; die Gäste, welche vornehm bis jetzt auf sich warten ließen, sind der Leibkutscher des Gutsnachbarn und die prächtige Köchin vom selben Geschlechte, die gleichfalls in ihrem Departement zur Zeit nichts zu schaffen und zu wahren finden.

Nach ihrer Ansicht erscheint die Küchenfee distinguiert vom Kopf bis zu den Füßen; vorchriftsmäßig balancirt der Hut abwärts auf einer Seite; die Spitzenravatte zeigt die herrliche Crème-Nüance und der etwas fleischige Fuß steckt in einem „hochheinen Leinwandstrümpf“. Weiße Strümpfe selbstverständlich bei jeder, für die „Noblesse oblige“ kein leerer Wahn.

In der That — der geistlichste Moment ist eine interessante Parodie des hoch adeligen und der Künstler hat die Situation aufs Ergößlichste ausgebeutet. Man weiß nicht, welche Gestalt die gelungene beim entrée de chambre. Wer parodirt die gesellschaftlichen Façons besser — das vom Divan sich ganz wie die leidhafte „Gnädige“ erhebende Stubenmädchen mit feiner Ländelschürze und knappen Saffianschuhen, oder die der Einladung folgenden und soeben mit einem Attacheement gleich dem des Barons und der Baronessie, die neulich bei ihrer Herrschaft ihre Brautvisite machten, in den Salon Treten?

Jwar der Herr Graf würde wol nicht so beunam auf dem Sopha sitzen bleiben und den Gästen, ehe sie noch Platz genommen, schon das Glas mit Sekt hingereicht haben, wie es hier der die Uman-Regalia seines Gebietes schmachende Herr Leibjäger that — indessen für einen solchen Verstoß gegen die Etikette wird er bei diesen Gästen leicht Verzeihung finden.

Von einer Art Brautvisite könnte man übrigens auch hier sprechen; denn der in seiner tabellosen Vorene noch immer stattlich genug aussehende Kutscher scheint der glückliche „Bräutigam“ der Jägerin, um die richtige Anzahl Jahre jüngerer Köchin. Sie werden bald ihr Schicksal so weit im Trocknen haben, um ein Führeramt in der Stadt beginnen zu können, welches eine Familie zu ernähren verspricht. Wir mithin, auch der Leibjäger und die Wirthschafterin sind mit sich darüber einig, über kurz oder lang ein Paar zu werden und in der Residenz etwa ein Vier- oder Speisehaus zu übernehmen, welchem die freundliche Geselligkeit der glücklich zu Dach und Fach Gekommenen gesteigerte Frequenz sichert.

Ja, unser motiven- und personenreiches Bild enthält sogar die Perspektive auf noch einen dritten derartigen Ausnahmefall, daß Zwei „sich kriegen“ oder, was hier das Treffendere sein wird, „sich nehmen“. Sollte es für den Burschen an der Thür, dessen dummes, lachendes Stammen über die imitirten „gnädigen Herrschaften“ vom Vater so drastisch wiedergegeben, nicht „in der Zeiten Hintergründe schlummern“, das, wenn auch erst zurechtgestutzt und bis zum Kutscher oder Jäger avancirt ist, das hübsche Stubenmädchen Gefallen an ihm findet und nebst Hand und Herz ihm auch ihr Erpartes zum Ankauf eines kleinen Geschäftes mit netter Kundschafft übergibt?

Und wenn später alle Sechsz wieder einmal zusammensitzen sollten, werden sie dann nicht fröhlich zurückdenken an jenen Abend der „Freiheit vom Dienst“, an welchem Küche und Keller des Grafen gründlich herhalten mußten, damit sie „Herrschaft spielen“ könnten, doch eben nur spielen:

Denn Jeder bleibt doch immer Er, Dünkt er sich auch um so viel mehr. Es kann daher nur parodiren, Wer nicht im Stande zu copiren.

Plaudereien.

George Sand oder — wie sie mit ihrem eigentlichen Namen hieß — Aurora Dupin, die berühmte französische Dichterin, welche am 8. Juni im Schloß Rohant im zweiundsiebzigsten Lebensjahre starb, wurde auch daselbst

den stark markirten Gesichtszügen und dem ungeheuren Wesen jagte wild durch die schöne Landschaft des Vallée Noire, wo sich meilenweit hin düstige Wiesen erstrecken und mitten inne das Schloß Rohant liegt. Aurora schien selbst wie eine Wiesenblume, reizvoll, düftig, an Sonne gewöhnt, aber ungehütet und ungepflegt. Eine schöne, runde Amazonen, ein junger, weiblicher Dämon, liebte sie es, in vollstündiger Freiheit in kurzen Röcken den ganzen Tag umherzuschweifen, Schmetterlinge durch alle Windungen des Thales zu verfolgen, oder auf feurigem Reiter stundenlang über Wiesen und Felder, Hecken und Gräben dahinzuziehen. Und wenn sie von ihren wilden Mitten und furchtlosen Wanderungen heimkehrte, hörte sie wol die Großmutter Geschichten von dem einstmaligen Pomp in Versailles erzählen, Lebensbeschreibungen von Roués und aufgeklärten Philosophen, kurz Hundertelei von dem Treiben einer Gesellschaft, in der wenig Sittenstrenge herrschte. Es ist begreiflich, wie die Erzählungen der Großmutter auf den Geist und die Phantasie des jungen Mädchens einwirkten. Später kam Aurora in ein Kloster und erhielt nun eine religiöse Erziehung. Dort gehörte sie zuerst zu den „Teufelchen“, bis sie eines Abends plötzlich „bekehrt“, dann aber durch einen Streit mit ihrem Beichtvater wieder ins Gleiche gebracht ward und nun in dem frommen Stifte selbst ein Theater errichtete und ihre Kameradinnen mit Molière bekannt machte. Ein Jahr nach Aurora's Rückkehr auf Schloß Rohant starb die Großmutter. Die Mutter, eine ebenso leichtfertige wie leidenschaftliche Frau, behandelte die Tochter in verlegener Weise, so daß das junge Mädchen die erste Gelegenheit, die sich zu einer Verheirathung darbot, willkommen hieß und sich, kaum achtzehn Jahre alt, mit dem Marquis Dubouant vermählte. Die Ehe, welcher zwei Kinder entsprossen, war eine höchst unglückliche. Nach vielen vergeblichen Bemühungen, einige Uebereinstimmung herbeizuführen, trafen die Gatten in Güte das Abkommen, daß Madame Dubouant mit ihren Kindern nach Paris gehen solle. Hier fehlte es bald an dem Nöthigsten, und die bedrängte Frau schrieb ihren ersten Roman, um Geld zu verdienen, unter dem Drucke der Noth. Im Jahre 1836 wurde Aurora gerichtlich von ihrem Manne geschieden, und in demselben Jahre starb auch ihre Mutter.

Die Schriftstellerin hat in dem Werke „Histoire de ma vie“ die Ereignisse ihres Lebens bis in die geringsten Einzelheiten mitgetheilt und in ihren Romanen die Verhältnisse, in die sie gerathen, die Leidenschaften, die sie durchkämpft, geschildert; es soll daher Allbetanntes hier nicht wiederholt werden.

Der Erfolg, der die ersten Schriften von George Sand krönte, erklärt sich nicht allein aus der Grazie und Gewalt der Darstellung, sondern auch aus dem grade für den Augenblick Zutreffenden. Zur Goethe- und Schillerzeit, zur Zeit der „Friederiken“ und „Votten“, der „Luise“ und „Leonore“ würde ein Aufruf zur Frauenemanzipation wenig geandert haben. Unglückliche eheliche Verhältnisse wurden damals mit weniger Geräusch gelöst, und eine überhand nehmende Eheslosigkeit trieb die Frauen noch nicht in die Sphäre des „fachlichen“ Broberwerbs. George Sand war gewissermaßen die Führerin dieser Bewegung, und darum fand sie auch als Schriftstellerin so viele Gleichstrebende. Ihr Hauptverdienst bestand darin, daß sie den Muth hatte, mit ihren Ansichten wahr und offen hervorzutreten und ihren Weg consequent zu verfolgen; ihr unermüdlicher Fleiß, die sich nicht erschöpfende Kraft der Phantasie, mit der sie — ihren Jahren analog — Werk auf Werk schuf, sind dabei bewundernswerth. Ob sie Weinendes geschaffen, wird die Nachwelt lehren. — Wir legen in stiller Trauer und offener Anerkennung einen Lorbeerkranz auf ihr Grab, für welches sie selbst ein einfaches und in Schatten geborgenes Plätzchen bestimmte und einen Denkstein, mit keinem anderen Schmuck als ihrem Namen, geziert.

σ (Ein Kapitel à discretion.) Warum ich den Damen das nicht ins Gesicht sage? — Niemals!

Ich bin ein Mann von Muth und habe noch nie einem Frauenmunde widersprochen. Es hat zu den Grundfäden meiner Erziehung gehört, von solchem Munde Alles anhören zu lernen, und ich darf diesen pädagogischen Befreihungen ein Resultat zugestehen. Welche liberalen Lebenswahrheiten er immer zu Tage fördern mag, in welcher verführerischer Weise seine Schlüsse zu dialectischen Uebungen zu reizen geeignet wären, ich würde mich nie zu einem Einwurf, einem Zweifel oder gar zu offenem Widerspruch hinreich lassen. Nie!

Indessen hat meine Erziehung ihre Schuldigkeit nach dieser Richtung immer noch lüdenhaft gethan. Sie hätte mir zugleich angewöhnen müssen, jene Argumente, die mir gegenüber so siegesicher sind, jene bezaubernden Behauptungen, mit denen ein paar zwanzigjährige Lippen so grazios tausendjährige Erfahrungen unaufrichtig verstehen, jene Siderheit, mit welcher die düstigen Farben eines Frauenhäudchens in unsere unfehlbarsten Anschauungen und Urtheile corrigirt hineinzuziehen — all dies, nachdem ich es still, dankbar, und gefaßt angehört und empfunden. Ich schmeigelt wieder vergessen zu können — das hat sie verumt.

Die Folge davon sind gewisse, revolutionäre Umwandlungen. Sie äußern sich in gelegentlichen Monologen von ganz außerordentlich kritischem Charakter, dann und wann auch in Form feiner Notizblätter, worauf meine muthige Feder alle die Zweifel, Einwürfe und Widersprüche hinwirft, die, Dank meiner Erziehung, nie meine Lippen überschritten. Allerdings nur ganz à discretion. So verfolgen mich heute bestimmte Entgegnungen, ich will sie auch nur Reflexionen nennen, die ich wieder einmal nicht anders los werden kann, als in solch verschwiegenem Kapitel.

Ich sah ihr gegenüber, einer kleinen rosigen Frau nämlich, und sie plauderte von Paris. Von Paris! — O diese köstlichen Spazierfahrten im Bois de Boulogne, diese Streifereien auf den Boulevards, der Glanz der Läden, der Jauder der Toiletten — ach dieser Toiletten! Hier waren wir bei unserem Thema angelangt, was wußte sie davon nicht Alles zu erzählen, wie andächtig verhandelt ich nicht, ihr zuzuhören.

„Und Sie wären nicht meiner Ansicht, mein Herr?“ tönte es da plötzlich wie ein Mißklang in die sprudelnde Unterhaltung und eine kleine Stirn versuchte sich im Runzeln. „Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß wir Deutschen uns in Sachen des Geschmacks nur im Entferntesten mit den Franzosen vergleichen könnten? Nur die Französin versteht sich anzuziehen — wo fänden wir in Deutschland und in England jenes Talent für die Toilette, mit welchem die Französin, selbst der untergeordneten Gesellschaft, geboren wird?“

Sie sagte noch mehr. Ich nahm mir indessen vor, bei dieser Anschauung stehen zu bleiben, dieser selbstbewußten Anschauung, deren Urtheilsprüche sich die Mehrzahl unserer deutschen Frauen so widerstandslos unterwirft. Ich nahm mir vor, in diesem discreten Kapitel die Behauptung aufzustellen, daß sie darin zu weit geht; mündlich konnte mir das ja nicht passiren. Ich weiß mich zu erinnern, auf den Boulevards der Seinestadt und auf Reisen Französinen begegnet zu sein, deren Anzug das Tollste an Geschmacklosigkeit aufwies, was je eine Deutsche hätte verbrechen können — ich habe hinter den glänzenden Spiegelscheiben von Paris Costüme, Hüte und andere Damenartikel angestaunt, welche die Mode des Tages beherrschten, die aber Niemand getragen hätte, wären sie aus einer deutschen oder englischen Fabrik hervorgegangen, — und ich sollte wirklich die Ansicht für berechtigt halten, daß der Geschmack das ausschließliche Privileg der französischen Nationalität sei und von jeder einzelnen Erscheinung in unfehlbarer Weise vertreten würde?

Es ist wahr, die Französin weiß in ihrer Toilette eine Wirkung hervorzubringen, nach welcher die Deutsche und die Engländerin meistens vergeblich strebt, daß auffallende Geschmacklosigkeiten nur sehr selten festzustellen sind, — nie war ich im Stande, mich dem harmonischen Einbrude einer französischen guten Toilette zu entziehen, aber nie habe ich mich über den Grund dieser Superiorität über die deutsche und englische Toilette getäuscht. Das Geheimniß, jenes nach dem Aussprache unserer Damen schwer definirbare Etwas, was der französischen Toilette zu ihrer unvergleichlichen Wirkung verhilft, liegt noch mehr wie in dem vielbenutzten, angeborenen Schönheitssinn in zwei Momenten — in dem Tact, der bei der Wahl die gesellschaftliche Stellung und die Beschäftigung der Trägerin berücksichtigt und zu beiden unpassende Costüme nahezu vollständig ausschließt — und so dann in der lebhaften Aufmerksamkeit, welche den kleinen Details der Toilette zuwendet wird.

Nie werden es sich französische Dienstmädchen zu Schulden kommen lassen, die Mode ihrer Herrin mitzumachen, dieselbe auf irgend eine Weise zu copiren oder ihre abgelegten Kleider aufzutragen, wie bei uns zu Lande. Man vergleiche die zierliche, schlichten blaue Leinentracht, das blendend weiße, getollte Häubchen der französischen Dienstmädchen mit dem, aus wer weiß

wie viel abgetragenen Toiletten componirten Gesellschaftsanzug, in welchem wir so häufig die unsrer antreffen, und unser Urtheil wird allerdings fertig sein, dann und wann vielleicht nicht ohne die begleitende Reflexion, wie leicht sich hier eine Aenderung bewerkstelligen ließe.

Die Französin hat die Eigenschaft, sich bei jeder Gelegenheit angemessen anzuziehen, und das ist, wie gesagt, das erste Moment ihrer Wirkung. Zweitens widmet sie — und die Aermste schließt sich davon nicht aus — den kleineren Details ihres Anzuges eine ganz andere Aufmerksamkeit, als das meistens die Deutsche und die Engländerin thut. Da ist Nichts so unbedeutend, daß es ihr gleichgiltig erscheinen könnte. Sie legt dem Schnitt und der Weiße ihres Kragens, der Farbe ihrer Kravatte, dem Fall ihrer Manschetten, der Nüance ihrer Handschuhe, der kleinen Schleife, die sie in den Boden befestigt, fast eine noch größere Wichtigkeit bei, als dem Kleide, das sie trägt. Und ob dieses Kleid von Moirée oder von dem schlichtesten Leinen, die Feinlichkeit, mit der alle Details beachtet werden, bleibt die gleiche — es ist Alles so zu sagen „aus einem Guß“; eine nachlässig angelegene Französin ist ein Unicum.

Meine Feder ist heute muthiger denn je, und ich wäre beinahe versucht, auszusprechen, daß nach dieser Richtung hin die Deutsche sowohl wie die Engländerin weniger achtam zu sein pflegt. Wie oft können wir die eleganteste Toilette, das entzückendste Hüthen echt Pariser Modells bewundern, aber die kleinen Hände, die mit dem kostbaren Fächer spielen, tragen Handschuhe, deren Finger zu lang sind, deren Knöpfe nur zum Theil geschlossen werden konnten, weil der Schluß für das Sandgeleht nicht paßt. Das wird bei einer Französin allerdings nie passiren, nie wird sie sich eine falsche Nüance gestatten.

Noch einen Gegenstand, dem die Französin ihre ganz besondere Aufmerksamkeit zuwendet, sehen wir bei uns ähnlich achtlos behandelt: die Fußbekleidung der Damen. Es ist festgesetzt, daß die meisten Frauenkrankheiten vorzugsweise in den arbeitenden Classen auf schlechte Fußbekleidungen zurückzuführen sind. Erinnern wir uns der Erkältungen, die sich unsere Damen durch schlechte Sohlen holten, der Kreuzschmerzen, mit welchen die hohen Hacken bezahlt sein wollen, der Ballentrankeiten, von denen die Fußärzte zu erzählen wissen. Aber das sind Exceffe. Die kleineren Sünden der Unachtsamkeit unserer Damen nach dieser Richtung kommen nicht minder ans Tageslicht. Wie oft haben wir nicht schon bei irgend einer zufälligen Bewegung unter dem eleganten Schleppegewande einen Stiefel, dessen Elastik ausgeweitet war, an dem Knöpfe fehlten, — wie oft nicht einen schief getretenen Hacken.

Nach wir im Stillen dann und wann nicht schon von solchen kleinen Nachlässigkeiten der Toilette etwas entzaubert wurden? — Ja, ja, Du rosige, kleine Frau, die Du so entzückend zu plaudern verheißt von jenem unerreichbaren „Talent für die Toilette“, womit Du die Französin so ausschließlich begnadigt meinst — ob Du wol lachst, die Stirn runzeln, oder mir ein kleines Körnchen Wahrheit zugestehen würdest, wenn ich wagte, es Dir vorzutragen, was ich diesem Kapitel à discretion anvertraute, daß es zum großen Theil nur an Dir selbst liegt, daß Du Dich nicht anzuziehen verheißt wie die Französin?

σ Ein Pariser Blatt brachte dieser Tage folgende Mittheilung. „Vermächtniß eines jungen Mädchens. Am letzten Sonntag jagten die Bewohner eines Hauses der Straße St. Honoré nach einem Kanarienvogel, der vor ihren Fenstern umherflog und von dem Niemand wußte, woher er komme. Die Verfolgung war um so eifriger, als man bemerkte, daß der Vogel einen Streifen Papier trug, welcher mit einem Draht um seinen Hals befestigt war. Endlich glückte es, das kleine, gezwängte Geschöpf zu fangen und das ihm anvertraute Blättchen zu entlocken. Es enthielt folgende erschütternde Worte: „Arm und krank, ohne Arbeit und sonstige Hülfquellen, weiß ich nicht mehr wohin. Ich bin erst zwanzig Jahre alt und das Einzige, was ich vor mir sehe, ist ein Leben, vor dem ich schaudere. Mein Entschluß ist gefaßt; heut Nacht ist Alles vorbei. Der einzige Freund, den ich auf der Welt habe, ist dieser kleine Vogel, dem ich die Freiheit gebe. Ich bitte Denjenigen, der ihn fängt, ihn recht sorgfältig zu pflegen. Er singt so süß, der liebe, kleine Kerl! — Marie“. Herr N. N., Eigentümer des Weißwaarenladens St. Honoré Nr. 14, der Fänger des kleinen Thierchens, das die einzige Lebensfreude dieses armen, jungen Weibens war, hat das Vermächtniß angetreten und pflegt den Kanarienvogel mit wahrer Pietät.“

Unsere Leserinnen werden sehr enttäuscht sein, wenn sie erfahren, daß diese ganze rührende Geschichte die geschickte Erfindung auf dem Gebiete der Reclame des Herrn N. N. war. Ihr Erfolg war außerordentlich. Die ganze elegante Welt, gerührt von dem wehmüthigen Vermächtniß der armen Marie, frömte nach dem Laden, um den verwaisenen Vogel zu sehen, und anstandslos dabei Einkäufe zu machen. Schließlich ließ sich Herr N. N. noch durch die beweglichen Bitten einer vornehmen, alten Dame dazu bewegen, das ihm zugedachte Vermächtniß für eine sehr bedeutende Summe zu verkaufen.

Die in Wien von Frau Emilie Bach geleitete „Hochschule für Kunstfärderei“ ist in zunehmendem Wachsthum begriffen, und wurde auch kürzlich durch den Besuch der Kaiserin von Oesterreich, welche die für die Münchener Ausstellung in der Anstalt gefertigten Kunstarbeiten zu sehen wünschte und bei dieser Gelegenheit die Einrichtung des neuen Institutes besichtigte, wie über dessen Tendenzen und Ziele sich informirte, ausgezeichnet. Ein zweckmäßig konstruirter Stützrahmen, der das Geradhalten der Mädchen bei der Arbeit gestattet und dem Schiefwerden bei längerem Sitzen daran vorbeugt, ein neuer Apparat zur Fixirung von Stümmeln auf Webstoffe, die auf beiden Seiten gleich erscheinende „Goldlein-Technik“ und eine übersichtliche Zusammenstellung von Stückeremethoden verschiedener Völker in alter und neuer Zeit erregten das größte Interesse der hohen Frau. Die Kaiserin war bei diesem Besuche sehr einfach gekleidet; sie trug ein leichtes Wollencostüm — Crème und Dunkelblau — und ein Hüthen mit Kornblumentranz und dunkelrothen Bauschleifen. Wir werden demnächst die Beschreibung der von der Anstalt nach München gelandten Stückerien in der Arbeitsnummer des „Bazar“ unseren Leserinnen mittheilen.

σ In einem transatlantischen Blatt fanden wir ein „Amerikanisches Mädchen-Vergnügen“ folgendermaßen drastisch geschildert: Zwei Fräuleins, Jöglinge eines weiblichen Seminars unweit Chicago, veranstalteten kürzlich des Sonntags in ihrem Zimmer einen — Sabotkampf. Die Wetten auf das Resultat waren hoch und am Schlusse des Kampfes war die gewinnende junge Schöne reicher um eine goldene Uhr, ein Paar seidener Strümpfe nebst Kniegürtel mit Goldschloß, ein französisches Corset, zwei Rollen falscher Saare und ein hübsches Buchzeichen mit gestifter Devise: „Jesus meine Zuversicht!“

Beschreibung des Modenbildes.

- Fig. 1. Anzug für Mädchen von 8—10 Jahren. Rock und Ueberkleid dieses Anzuges sind aus grauer Leinwand gefertigt und mit Schrägfalten von blauer Leinwand garnirt.
Fig. 2. Anzug für Knaben von 6—8 Jahren. Weinkleid, Weste und Jacke sind aus schwarz und weiß carirtem Drell hergestellt und mit weißen Perlmutternöpfen, sowie mit Steppstichreihen beziert.
Fig. 3. Kleid aus Kaschmir à la 60's. Die Vorderbahnen des Kleides aus hellgrauem Kaschmir à la 60's sind mit einer Piffesfirur sowie mit zwei breiten Wenden von gleichem Stoff ausgefattet; letztere hat man mit einer Kettenstichbordüre, welche mit Gordinnesseide in dunklerer Nüance ausgefattet ist, beziert. Die untere Wende begrenzen schmale Piffesfiruren, die obere eine breite Seidenfranse. An der rechten Seite des Rockes sind Schleifen von grauem Scherwand und gestifte Charpés angebracht. Taille und Aermel sind mit schmaleren Bordüren ausgefattet. Gut aus Wasgeflecht mit Blumen, Spitzen und Reppband garnirt.
Fig. 4 und 5. Kleid aus Taffet und Canevasgaze. Das Unterteil aus marineblauem Taffet ist mit Piffesfiruren und einem gezakten Volant garnirt. Das Ueberkleid aus coru-farbener Canevasgaze ist mit Weiffestellen, Schleifen und Schrägfalten vom Stoff des Unterkleides, sowie mit coru-farbener Spitze belet.
Fig. 6. Anzug für Mädchen von 7—9 Jahren. Das Kleid aus cremefarbener Baftje besteht in Rock und Schößtaile, letztere ist mit einem Matrosenträger versehen und mit einer Schärpe aus rubinrothem Grosgrain ausgefattet. Gut Paillasson mit Grosgrainband garnirt.



von ihrer Großmutter erzogen. Diese Erziehung, wenn überhaupt von einer solchen die Rede sein kann, war eigenthümlich genug. Das Kind wuchs etwa in der Art auf, wie die „Kleine Faddette“ in der reizenden Dorfgeschichte, einer späteren, besonders lieblichen und poetischen Schöpfung der Dichterin. Als sie fünfzehn Jahr alt war, konnte sie ein Gewehr handhaben, tanzen, reiten und sechten. Das junge Mädchen mit dem prächtigen braunen Haar,

Räthsel.

Die folgenden Ziffern sind durch Buchstaben zu ersetzen und aus diesen Worte zu bilden, die bedeuten: I. 1. 4. 2. Fluß in Polen. II. 3. 4. 5. 3. Nebenfluß des Rheins. III. 4. 3. 6. Kanton in der Schweiz. IV. 7. 9. 8. 6. 10. 11. Ein Frophe. V. 10. 12. 9. 6. 11. Galanteriewaare. VI. 3. 9. 13. 13. Pferdeart. VII. 14. 9. 3. 9. Stadt in Dalmatien. VIII. 15. 10. 16. 10. 3. Deutscher Fluß. IX. 6. 8. 10. 14. Frauennamen. X. 16. 17. 8. 10. Gefirnis. XI. 18. 6. 12. 4. 3. Verhämter Mongolenhäuptling. Sieht man nun die Endbuchstaben sämtlicher Wörter von oben nach unten, so erhält man einen der größten österreichischen Dramatiker, während die Anfangsbuchstaben den Titel eines seiner berühmtesten Werke ergeben.

Auflösungen der Räthsel Seite 213.

- 1. Flieder. 2. Kette. 3. Reseda. 4. Deander. 5. Auerbach. 6. Mallinger. 7. Niemann-Rabe. 8. Murat.

Correspondenz.

Kosmetik und Gesundheitspflege. Abonnent. in N. Eine Salbe aus Balzath, Wachs und Mandelöl hat keine spezifische Wirkung bei Leishornen und ist jedem beliebigen anderen Fett, Bindertalg etc. gleichwerthig. Die Hauptfrage ist Abstellung des Prudes und Ablösung der hornig gewordenen Oberhautstelle durch das Messer oder durch vorrichtiges Bestreuen mit verdünnter Essigsäure bis zum Erweichen der Haut. — Editha. Als Mittel gegen rote Hände empfiehlt Dr. F. in Wien, allabendlich vor dem Schlafengehen die Hände mit Brennöl einzureiben und über dieselben Strümpfe zu ziehen, dies soll acht Tage lang wiederholt werden. — Rathhose Hansfran. Tägliches Bestreichen der Frostballen mit einer Lösung von 4 Theilen Jod in 30 Theilen Aether und 100 Theilen Collobion. — Käthe F. in Pommern. 1. Unschädlich ist das fragliche Mittel, ob wirksam, wissen wir nicht. 2. Ein mäßiger täglicher Gebrauch von Cremor tartari ist, wenn das Mittel Ihnen gute Dienste leistet, nicht schädlich. — H. K. in Potsdam. Netter's Haar restorer ist ein schädliches, bleichendes, zu exorbitantem Preise (4 Mark, Materialwerth des Inhaltes 20 Pf.) verkauftes Mittel, welches obenin die ihm angedehnten kosmetischen Eigenschaften in Bezug auf Erhaltung und Färbung des Haares nicht im mindesten besitzt. Von Rechts- und Polizeiwegen ist sein Verkauf verboten. — Abonnent in Frankenberg. 1. Wenden Sie sich an den Spezialist für Haartransplantationen Hrn. Dr. med. Vincus in Berlin. 2. 1 Theil Borax in 20 Theilen Wasser gelöst. — Gräfin V. zu K. Die Zusammenziehung des Saarmittels „Puritas“ oder „Haar-Verjüngungs-Milch“ von Franz & Co. in Wien kennen wir nicht; nach dem Wortlaut der eingeschickten Annonce haben wir alle Ursache zu glauben, daß dasselbe zu den bleichenden Saarmitteln gehört. Es ist einfach lächerlich und unwahr, wenn von diesem Mittel gesagt wird, es „verjünge weiße Haare“; solche wunderbare Eigenschaften vermag kein irdisches Mittel zu geben und an dem transluarischen Ursprung der

„Puritas“ darf man billig zweifeln. — Wally in Breslau. Gelegentlich einer früher gestellten Anfrage wegen des Gebrauchs der „Gehörmuscheln“ gingen uns von verschiedenen Seiten verschiedene sich widersprechende Urtheile über dieses Mittel, welches das Hörrohr ersetzen soll, zu. Mit einer Verbesserung des kranken Zustandes des Gehörorgans haben die Gehörmuscheln selbstverständlich nichts zu thun; wir rathen vor dem Besuche derselben einen Arzt zu consultiren, denn es kann der Zustand eines kranken Ohres es erheischen, durch Ruhe gehoben zu werden, also jegliche Art von mechanischen Mitteln, das Hören zu verbessern, auszuschließen. — Wahrheit. Breslau. Defertes Waschen der Hände mit Wasser, in dem ein wenig Aum aufgelöst wurde. — Abon. in Mainz. Das orientalische Entharungsmittel von Rothe & Co. in Berlin kennen wir nicht; das Kusma genannte orientalische Entharungsmittel enthält Arsenit, seine Anwendung ist also gefährlich.

Haushalt und Küche. M. G. in B. — Louise B. in B. Ein guter Kitt für Stein, Glas, Eisenblech, Knochen, Horn, Porzellan und Holz, welcher marmorhart wird und nicht wie die gewöhnlichen Gyps-Kitt schon gleich nach dem Anrühren, sondern erst nach 24—30 Stunden erhärtet, wird hergestellt durch Anrühren von 4 Theilen Malsbatergyps mit 1 Theil fein gepulvertem Gummi-arabicum mit einer kalteflüssigen wässrigen Vorlösung zum dicken Brei. — B. G. in G. Empfehlenswerth als Wasserfilter sowohl für die Küche, als für die Tafel, sind die sogenannten Torbanm-Hill-Filter, aus gläsernem Thon gearbeitet. Dieselben werden mit geglähter Thonerde und Kieselerde gefüllt. Je nach Größe und Ausstattung kosten diese Filter im Magazin des Postlieferanten E. Sohn, Berlin, Hausvogtelplatz 12, von 15 bis 60 Mark.

Wäsche, Garderobe und Schmuck. W. G. Kleiderbörsten hält man rein, wenn man sie gleich nach dem Gebrauche an einem reinen, über die Tischplatte gelegten und festgehaltenen Papier abreibt, bis das Papier, welches man beim Reiben immer verzieht, rein bleibt. Es ist dies in wenigen Augenblicken geschehen und man spart die Kleidungsstücke durch diese Art der Reinigung sehr, da sie durch die unreine Bürste oft mehr, als durch Staub und Gebrauch leiden. — J. H. in K. in B. Zum Wasserdichtmachen von Regenschirmen, Zeugstoffen mittelst Paraffin löst man von letzterem 1 Theil in 20 bis 30 Theilen Benzol auf und trinkt damit die Zeuge. In der von Ihnen angegebenen Vorrichtung ist zu viel Paraffin angegeben. Die Tränkung muß bei Ausschluss eines nahen brennenden Lichtes oder Feuers geschehen, weil der Dampf des sehr flüchtigen Benzins sich entzünden könnte. Das im Zeug zurückbleibende und dasselbe wasserdicht machende Paraffin ist nicht feuergefährlich im Sinne des leichtentzündlichen Dampfe gebenden Benzins, aber ein paraffinirtes Zeug wird mit einer Flamme in Berührung gebracht immer leichter und besser brennen, als ein damit nicht getränkter Stoff. Zum Auflösen des Paraffins muß man ein Benzol nehmen, was nach dem Verdampfen möglichst keinen Geruch zurückläßt, was man von den gewöhnlichen Handelsarten nicht jagen kann. Die Fabrik von der Haen in Hannover stellt eine Benzolart eigens zum Fleckausmachen her, welches sich geruchlos verflüchtigt und für den vorliegenden Zweck am geeignetsten erscheint. Die Zeugfarbe wird durch diese Behandlung nicht verändert. Je weniger, innerhalb gewisser Grenzen, Paraffin im Zeug zurückbleibt, um so weniger wird der Stoff durch Regen, Falten etc. an seiner Wasserfestigkeit leiden, zu viel Paraffin würde ihn fettig und vielleicht auch fettglänzend erscheinen lassen. — Tophaj in Schlesien. Das Waschen und Auffärben verblühter Böpfe ist unter den „Antworten“ auf Seite 310 des Bazar, Jahrgang 1875, beschrieben worden. — Abon. an der Unterweiser. Wir rathen, den Dampfbad einer chemischen Waschanstalt anzubestellen und keine eigenen Versuche mit Fortschaffung der Saucflecke anzustellen. — D. S. in W. Fettflecke bringt man durch Benzol oder Auftragen eines Breies von Benzol und gebrannter Magnesia, der nach dem Auftragen abgerieben wird, fort. — Fr. G. G. in D. Waschflecke können aus einem Blüschteppich ohne Nachtheil für den letzteren mit Aetherweingeist (Sofmannstropfen) entfernt werden.

Verschiedenes. N. v. G. auf L. — Die unter dem Namen von Extinctoren zum Feuerlöschenden bestimmten Apparate haben sich in ihrer neueren Construction (z. B. der Dichte Extincteur der Fabrik Lipman & Co. in Glasgow, 141 West George Street) gut bewährt; ihre Anwendung wird besonders für einziehende Gebäude, Fabriken etc. zu empfehlen sein. Mit der Handhabung müssen natürlich Bedienstete, die innerhalb des Gebäudes wohnen, gehörig vertraut gemacht werden. Mit der Anschaffung eines Extincteurs sollte aber auch stets die Acquisition eines Apparates verbunden sein, der gestattet, raucherfüllte Räume zu betreten und sich dem Herd des Feuers mit dem Extincteur so viel als möglich zu nähern. Der gleichen Apparate, Rauchmaske, Rauchhut etc. mit Respiratoren versehen, werden von der Fabrik chemisch-technischer Apparate von Vogt & Straßer, Berlin SW., Lindenstr. 104, geliefert. Die mit diesen Apparaten seitens der Berliner Feuerwehr, der Spandauer Gewerbfabrik etc. angekauften Versuche haben sehr günstige Resultate geliefert. Ueber Construction und Preise dieser Apparate werden Sie inzwischen von der Fabrik directe Mittheilungen erhalten haben. — O. H. in G. Wir empfehlen Ihnen N. Gaber's Liqneur-Fabrikation, erschienen in Hartleben's Verlag in Wien, Preis 4 M. 50 Pf. Das Buch enthält die Darstellung von Weinuren auf kaltem wie auf warmem Wege, die Bereitung der Essenzen und Tincturen etc. — A. v. S. in K. Mitte für Aquarien sind unter den „Antworten“ auf S. 33 und 116 d. Jahrg. mitgetheilt worden. — B. .... r. Warburg. Betrachten Sie „das weibliche Leben“ für abgethan. — C. H. Sie haben mit dem Gluck auch Ihre Zeit verloren. — Maiglöckchen. Führen Sie Ihren Vorjah aus und machen Sie einweisen nur kleine Gebichte für sich allein. — T. F. 3838. Die oben Höhlen verstaubter Männernecken“ dürften wohl kaum noch zu erfrischen sein. Der Frühling treibt allzuviel Blüten für den „Bazar“. K. S. in K. Der Geist Apoll's hat sich vergebens bis zu einem „Bischof“ bemüht. — Elisabeth. Ihre anmuthigen improvisirten Räthsel dürften sich besser für eine kleine Theegesellschaft, als für einen großen Leserkreis eignen. — Th. L. in Wien. Zu einer eingehenden Kritik der langen Gebichte fehlt uns Zeit und Raum. — Frau St. in L. (Schleswig-Holstein). Alerte fürs Haus, warum nicht? Doch zur Verbreitung unarham. — Alfred. „Tagebuch-Aphorismen“ können weder einzeln, noch weniger in vielen Fortsetzungen zum Abdruck gelangen. — H. B. Barmen. Das Bilden in die strahlende Sonne“ thut den Augen weh. Ein zweiter Stein für die jungen Dichter zu werden, ist uns bei der Ueberfülle von Zukundungen unmöglich, ebenso wie die „Ersitzungsversuche“ der Poeten zur Taufe zu tragen. — Nefeba im Böhmerwald. Weber wird das Eine verlangt, noch das Andere gegeben. — Schwester Ludovika in L. Ihre räthselhafte Multiplication eignet sich nicht für unsere rathselhaften Leserinnen. — S. v. St. in Teichhaus bei Wien. Zu nai! — Marie W. .... er in Wien. Gute Ueberlegungen weisen wir zu schätzen, doch werden im Allgemeinen nur Originalartikel aufgenommen. — von N. Traurig, daß es so viel Schlimmes gibt. — Suum cuique. Neulich künstlich und schwer zu lösen, doch anwendig genug, um einen Versuch damit zu machen. — Clara F. in D. Die Bekanntheit mit sonstigen Wochenchriften vorausgesetzt, finden Sie in dem täglich erscheinenden „Berliner Fremdenblatt“ auch Romane und reichhaltige Theater- und Kunstnotizen.

Literatur und Kunst. Mütter berühmter Männer. Von F. Arndt. (Mütter's Verlagsanstalt, Leipzig). Ein reichhaltiger und wohlgeordneter Stoff; die Verfasserin beschränkt sich nicht auf die Charakterzeichnung der Mütter allein, sie gibt mit dem Bilde der bedeutenden Frau zugleich das einer bestimmten Geschichts- oder Literatur-Epoche. Die Behandlung ist feinsinnig. Mit Geschick sind Tagebücher und Correspondenzen benutzt. Die zwölf Abschnitte des Buches behandeln: Die Mutter des großen Kurfürsten und Friedrich des Großen, des Garen Peter des Großen und Joseph's II., die Mutter Heinrich's IV. von Frankreich, Napoleon's I., Karl August's von Weimar, Goethe's, Schiller's, Lord Byron's, Washington's und Bismarck's. — Unter dem Titel „Einkkehr und Umkehr“ erscheint demnächst bei Costenoble in Jena eine Sammlung neuer Gedichte Friedrich Bodenstedt's.

Ostseebad Heiligendamm. Bahnstation Rostock. Deutschlands ältestes Seebad. Klimatischer Kurort ersten Ranges. Offene See. Durch Hochwald gegen Winde gedeckt. Zweckmäßigste Badeeinrichtungen. Doberaner Rennen. Taubenschüssen mit vollkommensten Einrichtungen. Militärmusik, Concerte, Réunions, Telegraph, Preise gegen das Vorjahr bis zu 20 Procent ermäßigt. Saison vom 1. Juni bis 30. September. 461 Intendant: Kammerherr v. Suckow. Ständiger Badearzt: Medicinalrath Dr. Kortüm. Anmeldungen bei der Badeverwaltung von Heiligendamm bei Doberan in Mecklenburg. Heiligendamm, im Mai 1876. Die Direction.

Bazar de Voyage, J. Demuth, Hoflieferant, Berlin C., Schlossfreiheit 1. Fabrik und größtes Lager von Reise-Effekten und feinen Lederwaren. Empfiehlt sich den geehrten Damen zur geschmackvollen Garnirung von Handarbeiten in diesem-Genre. 11

Meyers Reisebücher. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig. Führer (braun gebunden). Nord-Deutschland, 9 M. — Süd-Deutschland, 7 M. 50 Pf. — Rheinlande, 8 M. — Thüringen, 6 M. — Wien, 5 M. 50 Pf. — Schweiz, 9 M. — Suisse, 9 M. — Süd-Frankreich, 9 M. — London, 7 M. 50 Pf. — Rom und Mittel-Italien, 12 M. — Ober-Italien, 12 M. — Unter-Italien, 7 M. — Italien in 50 Tagen, 9 M. Wegweiser (roth kartonnirt). Thüringen, 2 M. — Harz, 2 M. — Riesengebirge, 2 M. — Schweiz, 2 M.

Glafey-Nachtlichter, bewährt seit 1808, prämiirt in Nürnberg, Paris, Altona u. Wien, zu haben in allen bedeutenden Geschäften Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz. G. A. Glafey, Nachtlichter-Fabrik, Nürnberg. 44 Man verlange I. Qualität.

Corsage Cuirasse, unerlässlich zu den neuen Cuirasse-Tailen, empfiehlt unter Garantie des guten Eigens, weiß oder grau. Prima à Stück 7 M. 50 S., franco gegen Postvorschuß. Nichtconvenientes wird jederzeit umgetauscht. 458 Julius Senel, vormals G. Fuchs in Breslau.

H. Lisser Wwe, Berlin, Jägerstr. 42, empfiehlt lange Corsets für Panzerstücken, Jupons und Coroures in reichster Auswahl und jedem Genre. 15 Plüffe-Brenn-Maschinen neuest. Construction empf. d. mech. Werkstatt v. O. Glanz, Berlin W.

Fabrik von Ph. Suchard. Die vorzügliche Qualität der mit nebenstehender Marke bezeichneten Chocoladen aus der rühmlichst bekannten Fabrik von Ph. Suchard findet mit jedem Tage mehr die ihr gebührende Anerkennung; der stets steigende Abzug bietet dafür den besten Beweis. 184a Auf die große Auswahl zu Weichen geeigneter Bhantastischkeiten in Chocolade wird noch ganz besonders aufmerksam gemacht. Entrepôt général à Paris, 16 rue Montmorency.

Hartenstein'sche Leguminose wird rühmend in allen medicinischen und vielen anderen angelegenen Zeitschriften (z. B. Bazar 1875, Nr. 46, S. 381 und Gartenlaube 1875, Nr. 9, S. 153) als bestes Nähr- und Stärkungsmittel für alle Kranken und alle Reconvallescenten anerkannt und ist namentlich auch Magenkranken, an Diarrhoe leidenden Kindern, Schwächlichen, blutarmen und abzehrenden Personen, stillenden Frauen, sowie als Ertrag der Muttermilch und Fleischnahrung aufs Angelegentlichste zu empfehlen. — Zu haben in allen größeren Städten Deutschlands und den meisten der angrenzenden Länder in den bekannten Depots, sowie direct durch Hartenstein & Comp., Chemnitz i. S. Preis für Deutschland 1 1/2 Mark pr. Paquet. 382 Atteste der angelegenen medicinischen Autoritäten und Gebrauchsanweisung gratis.

Aneroid-Barometer, prachtvoller Zimmerschmuck, Werk à jour, Rahmen in stählerener brillanter Holzschutzhülle in jedem Genre. Photographien sende franco zur Ansicht. Lieferung prompt. Preis solide. 482 Franz Koesewitz, Hamburg. Briefmarken. Preis-Liste gratis. S. F. Friedmann, IX. Koling, 15. Wien.

Das beste Buch für Mütter. Die Mutter als Erzieherin ihrer Töchter und Söhne zur physischen und sittlichen Gesundheit vom ersten Kindesalter bis zur Reife. Ein praktisches Buch für deutsche Frauen von Dr. med. H. Klende. 2 vermehrte und verbesserte Aufl. 8. geh. Preis 6 M. Eleg. geb. 7 M. 20 S. 477

Mineralseife. Patentirte Wasserglas-Composition. Das allgemeinere und auch von der Reaction des Wassers anerkannte, vorzügliche Waschmittel für Hauswäsche aller Art, Seide, Wolle, Baumwolle, Leinen etc., ohne Faier oder Farbe im Mindesten anzugreifen, offeriren gegen Einlieferung von drei Reichsmark 10 Pfd. Brutto im Zollverein franco 167) van Baerle & Spornagel, Berlin N.

VAN BUSKIRKS SOZODONT Universal-Welt-Zahnreinigungs-Präparat, im Jahre 1858 erfunden und namentlich in allen civilisirten Ländern der Erde, als anerkannt das vorzüglichste und einzige in seiner Art, verbreitet, besteht aus den werthvollsten, den Zähnen, Gaumen und dem Munde ausserordentlich zuträglich aromatischen Pflanzenstoffen Amerika's, und ist das einzige existierende flüssige Präparat, welches direkt auf die Bürste gethan zum Reinigen der Zähne benutzt werden kann. — Ueberall erhältlich gepulvert und empfohlen. — Zu beziehen durch alle renomirten Parfümeriehandlungen; im Engros-Verkauf durch die bekanntesten Firmen dieser Branche. — Alleinige Fabrikanten: Hall & Ruckel, New-York. 476

Photograph. Apparat für Dilettanten, nebst genauer Anleitung, wirklich praktisch zur Aufnahme von Portraits, Landschaften etc. in Visit-, Cabinet- und Stereoskop-Format. Auch für Fabrikanten zur Selbstanfertigung von Musterkarten. Ausführlicher Prospect gratis. Anleitung nebst Probebild 50 Pfg. J. Bischoff's Lehrmittel-Anstalt, Berlin N., Oranienburgerstr. 75. 485

Damen-Coilette-Artikel von Wilhelmine Reichert. Berlin, Leipz. Str. 119, I. Etage. Empf. franz. Poudre du Serail, anerkannt weissester, unschädlich, festhaltender, unschätzbar. Teint-Poudre, Orig. Schädte 1 Thlr. Eau de Lys de Paris, beliebtes, erfrischendes Toilette- u. Schönheits-Mittel. Orig.-Zl. 1 Thlr. Franz. unschädlich. Tages- und Abendwässern in Weiß und Roth. Haar-Poudre in Aschblond, Goldblond, Weiß. Garant. unschädlich. Mittel um Haare, Augenbrauen und Wimpern in Blond, Braun u. Schwarz echt zu färben, sowie um Sommerprossen, Hautflecke, gelben Teint zu entfernen. 479

Das Geheimniß eine Tasse Kaffee von demselben vorzüglichen Geschmack und derselben prachtvollen Farbe, wie man sie in Wien, Prag und in den böhmischen Bädern trinkt, herzustellen, benutzt einfach darauf, daß man dem Bohnenkaffee eine Kleinigkeit Otto C. Weber's Feigenkaffee\*) zusetzt. \*) Rühmlücht empfohlen vom „Bazar“, „Aber Land und Meer“ u. s. w. als das feinste Fabrikat dieser Art. — Preis à Pfd. 1 Mark. — Bei Abnahme von 5 Pfd. Zufriedenheit franco. — Zu haben in der Fabrik von Otto C. Weber in Berlin, S. O., Schmidstraße 31. 332

Für Hausfrauen & Schneiderinnen. In S. Klemm's Verlag in Dresden, Forststraße, Villa Bellevue, erschien vor Kurzem die neue und stark vermehrte fünfte Auflage von S. Klemm's vollständiger „Schule der Damenschneiderei“ zum gründlichen Selbstunterrichte, mit 10 großen Planotafeln und über 600 verjüngten Schnittfiguren und andern instructiven Darstellungen. Preis 8 M. In elegantem englischen Einbände 10 M. Ferner erschien ganz neu von demselben Verfasser: Leichtfaßlicher Unterricht im Arrangieren der Damen-Toiletten vom Standpunkte der Kleider-Aesthetik und der Farbenharmonie. In Bild und Schnitt übersichtlich dargestellt an einer großen Auswahl der geschmackvollsten Modelle von Kleid-Tailen, Wärmeln, Krügen, Verten, Baschelets, Knotenden, Beduinen, Tücheln, Prinzesskleidern, Morgenröden, Bosquinen, Küras, Polonaisen, Dolmans, Reittostümen, Mantillen, Casaden, Mänteln, Jacketts, Paletots und Waterproofs der verschiedensten Art. Mit 260 planotypisch ausgeführten Abbildungen und Schnittfiguren, auch einem Reduc-tionschema zum Uebertragen der verjüngten Modelle in die natürliche Größe. Dieses prächtig ausgestattete Werk enthält zugleich die vollständige Zuschnittlehre nach dem neuen Klemm'schen Systeme, den Unterricht im freien Handzeichnen von Modellen wie im Entwerfen von Schnittmustern nach Modellskizzen oder Entwürfen; ferner die Aesthetik der Kleidung im Allgemeinen nebst der Farbenlehre und die Regeln der Farbenharmonie in der gesamten Damen-Garderobe. Für alle Besitzer früherer Auflagen der „Schule der Damenschneiderei“ ist dieses Werk ein sehr werthvolles Supplement! Preis elegant broschirt 4 M. In englischen Einbände 6 M. Dresden, S. Klemm's Verlag u. artistische Anstalt.

Briefmarken 445 kauft, tauscht und verkauft G. Schmeyer in Nürnberg. Wichtige Notiz für Damen. Meine, ohne Polsterung noch Stahlstäbe, einzig kunstvollen Ausführungen zur tadellosen Maskirung hoher Schulter u. Hüfte, zur Verschönerung normaler Büste, fertige nunmehr in ganz neuem System leichter, dauerhafter, selbst in schwierigsten Fällen nicht den geringsten Druck ausübend, mit und ohne Corset zu tragen. — Zu guter Haltung prakt. Einrichtungen, für corpulente Damen äußerst bequeme schönstehende Corsets. Frau Therese Franz, bis z. Oktbr. in Dresden, Viktoriast. 7, I. Etage.

Deutsche Original-Arbeiten in Polster-Möbel- u. Matratzen-Fabrikation. Für Engros und Export. Salon-, Wohn- und Schlafzimmers-Einrichtungen. Preise 50% billiger als Pariser Ausführungen. Original-Façons. Garantirt mottenfrees India Cocos Polster. Naturlich solideste Arbeit. Erste und Einzige Fabrik seit Anno 1863. Im eigenen Geschäftshause. INDIA FASER COMPANY, Berlin, Dorotheenstr. № 65. Neuester illustrierter Katalog ist erschienen und wird franco versandt. Telegramm-Adresse: Director Bandow, Berlin.